Princeton University Library
32101 069153144

SCHAUMBURG

ALLES UM FRIEDEN!

786.51.3105

Digitized by Google

LIBRARY

OF

PRINCETON UNIVERSITY

Alles um Frieden!

Bilder aus unseren
eisenharten Tagen

von

Paul Burg

54

14
3
1

Xenien-Verlag zu Leipzig

Library of

Princeton University.

Alles um Frieden!

Bilder aus unſeren
eiſenharten Tagen

von

Paul Burg

Paul Erich Bruno Richard Schaumburg, 1854–

Zweite Auflage

Im Xenien-Verlag zu Leipzig
1915

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1915 by Xenien-Verlag zu Leipzig.

Reihenfolge

	Seite
Das sei unsere Zukunft	11
Eine zeitgemäße Erinnerung	19
Prinzentod	27
Deutscher Frauen Heldensinn	32
Rupert und Sepp	42
Landsturmmanns Dreikönigstag	50
Franz Hagenbruch, der Held	57
Wie Heinz Wittkopf Botschaft brachte	62
Das Grab des Sängers	68
Das Fest der Maien	77
Leutnant Zollikofer	85
So stirbt ein junger Held	92
Das Abendlied	97
Das Lied unter dem Himmel	104
Elfriede	112

(RECAP)

NOV 241919 425856

„. . . Wir kämpfen um die Früchte unſerer friedlichen Arbeit, um das Erbe einer großen Vergangenheit und Zukunft. Die fünfzig Jahre ſind noch nicht vergangen, von denen Moltke ſprach, daß wir gerüſtet daſtehn müßten, um das Erbe, um die Errungenſchaften von 1870 zu verteidigen. Jetzt hat die große Stunde der Prüfung für unſer Volk geſchlagen. Aber mit heller Zuverſicht ſehen wir ihr entgegen. Unſere Armee ſteht im Felde, unſere Flotte iſt kampfbereit. Hinter ihnen ſteht das ganze deutſche Volk. Das ganze deutſche Volk! —“

Am Jahrestage dieſer Worte des Kanzlers von Bethmann-Hollweg vor dem Deutſchen Reichstage 1914.

Am vierten Auguſt.

Ein Jahr iſt verronnen,
Unſägliches Jahr!
Hunderttauſende ſind dahingeſunken,
Siegreiche Helden — —
Die Erde iſt ſatt der blutigen Qualen;
Heilige Erde!
Unſeren Siegen zum Trotze dräuen uns
Erbitterte Feinde.
Aber Alldeutſchland in Waffen hält ſtand
Unbezwinglich,
Daß hienieden der Friede wiederkehre,
Heiliger Friede!
Dafür ſtreiten und ſterben ſie freudig,
Unſere Brüder.
Gott laſſe ihr Schwert uns Pflugſchar werden.

Das ſei unſere Zukunft

„Die vermaledeiten Ruſſen wären wir alſo los, Herr Rittmeiſter. Was nu?“

Viele Meilen hinter der öſtlichen Kriegsfront wurden dieſe Worte der Erleichterung geſprochen, mitten im deutſchen Lande, mitten im Kriege, aber von einem Manne, der ganz und gar keine Uniform trug, friedſam ſeine kurze Stummelpfeife rauchte und in kotbeſpritzten Röhrenſtiefeln bei ſeinem Herrn am Schreibtiſch ſtand.

Der Rittmeiſter ſah ſchon militäriſcher aus. Er war in feldgrauer Huſarenuniform und trug den linken Arm in der Binde. Es war ein recht alter Rittmeiſter, Mitte Fünfziger konnte man ihm ſchon zugeſtehn, und ſein Adjutant, zulande Inſpektor geheißen, war noch gut ſechs Jahre älter. Die Ruſſen aber, von denen er ſprach, waren ihrer kaum mehr als ein halbes Hundert, Männer und Burſchen, Frauen und Kinder geweſen. Die einen hatten ſich ſchon im Winter geweigert, für den deutſchen Herrn weiterzuarbeiten, bei dem ſie ſo viel Gold für den Strumpf geſpart hatten. Sie waren daraufhin eine lange Weile eingeſperrt geweſen, und die andern, die Mehrzahl, hatten ſich geſträubt, jetzt noch länger gegen bloße Beköſtigung zu arbeiten. Sie waren alleſamt immer aufſäſſig geweſen. Zuletzt zerſchlugen ſie, was ihnen in den Weg kam. Nun waren ſie heute morgen von Gendarmen abtransportiert.

„Gott ſei Dank, endlich!“ atmete der alte Rittmeiſter

auf. Der Inſpektor hatte ſeine neue Sorge um Erſatz für die verlorenen Arbeitskräfte und ſprach es aus.

„Setzen Sie ſich mal dahin! Ja, da auf den Polſterſtuhl, Pfeifer!“ drückte ihn ſein Herr in den Sitz. „Was, Sie wollen nicht? — Sind auch alt genug, endlich mal weich zu ſitzen. Außerdem iſt ein ganz ſelſtſüchtiger und hinterliſtiger Gedanke von mir dabei, wenn ich Sie da vor Anker lege. Ja, Pfeifer, ich kenne Sie; Sie ſind ein Dickkopp, und ich... ich muß jetzt mal gründlich mit Ihnen reden. Verſuchen Sie mal, ob Sie mich verſtehen wollen!“

Der Inſpektor rückte auf die Kante des Polſterſtuhls. „Herr Rittmeiſter, ich verſtehe Sie ſchon jetzt nicht... und das Sitzen iſt mir nicht bequem...“

„Sitzengeblieben! Da haben Sie auch eine Zigarre.“ Geſchickt bediente er ihn und ſich ſelber mit dem freien rechten Arme.

Die beiden Grauköpfe rauchten ſchweigend. Durch das Fenſter leuchtete der ſtille weite Hof und fern die grünen Felder.

„Alſo: Ich bin auch noch mal draußen geweſen, wie ſich das für einen alten Soldaten gehört. Viel Glück habe ich ja nicht gehabt, das wiſſen Sie. Muß mir ſo ein Gaul auf der Etappe beinahe den Arm weghauen. Na, das hätte ich hier auch haben können. Aber, Pfeifer! Ich habe viel gelernt draußen, denn auch ſo alte Kerle wie wir lernen in ſolchen Zeiten heller und ſchärfer in die Dinge hineinſehen. Na? —“

„Nu bin ich aber wirklich neugierig, Herr Rittmeiſter.“ —

„Sie ſind bald vierzig Jahre auf dem Hofe, ja? Da

haben Sie ſchon beim ſeligen Vater gemerkt, daß der Kram hier ſeine Ecken hat, die Karre ſchwer geht von wegen den vielen Schulden."

„Das geht mich nichts an", paffte der Inſpektor.

„So. Aber Sie wiſſen jedenfalls Beſcheid. Auch, daß es unter meinem Zepter noch fauler geworden iſt. Schwiegerſohn Baumeiſter hat niſcht wie Pech, der eigene Herr Filius iſt ein Luſtikus geweſen. Na, Pfeifer, ehrlich darf man doch ſein, wenn der Junge auch nu ſeine gute Zeit als Gefangener in Frankreich abſitzen darf. Das macht ihn beſſer. Und mein Herr Schwiegerſohn, das verſichere ich Sie, iſt auch ein anderer geworden. Brauche bloß ich mich noch zu mauſern, und wir blaſen Sieg! auf der ganzen Linie. —

Mann, unterbrechen Sie mich doch nicht, ich mache doch wahrhaftig keine Witze. Ich ſage Ihnen, wie ich da ſo in dem lauſigen Neſte lag und unter Schmerzen von einem Doktorbeſuch auf den andern wartete ... da iſt mir verſchiedenes klar geworden. Man lieſt ja dann auch manches und lieſt mit offenen Poren. Das Weitere geht Sie nu wirklich niſcht an, bloß der Enderfolg: Ich ... ich ſelber beſorge Ihnen Leute, Pfeifer!"

Der Inſpektor legte die Zigarre weg. „Herr, das haben Sie ja noch nie probiert."

„Nebenſache. Paſſen Sie auf, wie wir das machen! Von dem Waldſtück bis hinters Dorf, das ſind dreihundert Morgen, nicht? — Und von der Ziegelei bis an die Heerſtraße, das ſind auch gut zweihundert. Die werden verkauft und aufgeteilt in vier bis fünf Bauerngüter mittlerer Sorte und ein Dutzend Kleinhöfe. Bauern kriegen wir ſchon. Und Kleinkätner, die hol ich mir aus

der Verwundeteneskadron unſerer Brigade. Das gibt Staatskerle, die arbeiten können und wollen. Paſſen Sie mal auf, Pfeifer, das geht dann hier in einem andern Fluſch als mit den verdammten Ruſſen. Wir werden beide nochmal jung, und der Herr Filius kann ſich bei uns bedanken."

„Dafür, daß ihm ſein Herr Vater den Acker über dem Kopfe verkauft!" ſtand der Inſpektor auf. „Herr Rittmeiſter, ich möchte wiſſen, worauf Sie 'rauswollen, mit mir Ihre Witze zu machen. Wenn Ihnen dann noch knappe ſiebenhundert Morgen ohne Wald und Wieſe bleiben, brauchen Sie mich auch nicht mehr. Da tut's ſo ein Laſſe mit Lackſtiebeln und Silberſporen von der Winterſchule, der ſich Verwalter ſchimpfen läßt. —"

Ruhig ſah ihn ſein Herr an.

„Mann, ſind Sie denn ſchon ſo alt und verknorpelt, daß Sie nicht einſehen wollen? Mir, das ſage ich Ihnen, ſind ſiebenhundert ſchuldenfreie Morgen mehr wert als der ganze jetzige Kram, den Sie einen abgerundeten Beſitz nennen und der immer bloß mit Ach und Krach unter dem Konkurs weggekommen iſt."

„Der Herr Leutnant wird heiraten, und da wird alles beſſer werden."

„Ich habe auch mal geheiratet. Iſt auch nicht beſſer geworden, Pfeifer."

„Welcher verſchmitzte Gutsausſchlächter hat Ihnen denn die Offerte gemacht, Herr? —"

„Zum Deubel nochmal, Sie Dickkopp, habe ich denn nicht geſagt, wir teilen das Land auf?! Ich will meine Ruhe vor den Hypotheken im Alter haben, will mir und meinem Sohne gute Arbeitsverhältniſſe ſchaffen und an

meinem kleinen Teile dazu beitragen, daß Gerechtigkeit in der Welt regiert. Wer hat denn jetzt die Kastanien für uns aus dem Feuer geholt? — Die Kameraden. Pfeifer —! Denken Sie denn, die Leute haben sich dazu krumm und totschießen lassen, daß ich nachher hier wieder sitze und schlemme, vor Schulden nicht schlafen kann. Nee, mein Sohn! Innen und außen große Reinigung, anständige Verhältnisse schaffen, sonst hat der ganze Krieg, der Frieden einfach seinen Zweck verfehlt."

„Herr Rittmeister, nehmen Sie mir ein freies Wort nicht übel! Die Art Apostel, wie Sie einer sein wollen, werden nachher immer gesteinigt. Da mache ich nicht mit. Geben Sie gleich Ihren ganzen Besitz an Krüppel und Halunken weg, die Sippschaft versäuft alles und sitzt nachher noch schlimmer drin."

„Stimmt im allgemeinen, hier aber nicht", zog ihn der andere wieder auf seinen Sitz und reichte ihm ein Zündholz herüber. „Von deutschen Soldaten sollten Sie so was auch nicht sagen, nicht mal denken. — Wir, wir sind doch dazu da, daß die Leichten unter ihnen nicht verloddern. Boden unter ihre Füße, festen Boden! — Da, daß es helle werde in Ihnen! Mann, unser alter Acker wird in jedem Stück in Erbpacht gegeben, die Darlehne werden unkündbar als Tilgungshypotheken auferlegt. Dämmert's nu, Pfeifer? —"

„Sie kommen mir aber doch wie ein verfehlter Apostel vor", murrte der andere und zerbiß grollend seine Zigarre.

„Das soll Ihre Privatmeinung sein. Ich sage Ihnen aber, als ich heimfuhr, habe ich unterwegs lang und breit mit einem gesprochen, der wohl ein hohes Tier bei der Regierung sein muß. Er hat mich eigentlich erst auf

dieſen Trichter gebracht und hat mir geſagt, daß das ſchon da und dort mit ganzen Gütern, die pleite ſind, gemacht worden iſt in dieſer Kriegszeit; es ſei die einzige Möglichkeit vorerſt, den deutſchen Grundbeſitz zu feſtigen und die Landarbeiternot, die durch den Ausfall an Ruſſenkräften brennend geworden iſt, zu beheben. Zugleich täte man an den Soldaten das notwendigſte gute Werk, ihnen ein Heim und eine geruhige Zukunft zu bieten.

Na, Pfeifer, ſoll ich vielleicht Ihnen zuliebe ſo lange warten, bis ich auch pleite bin. Da würden ſich die Herren Nachbarn mal freuen."

„Das werden ſie auch ſo."

„Stimmt wiederum, Pfeifer. Aber das iſt mir Wurſcht, denn die Herren Vettern und Freunde hätten mir doch keinen Dreier zu meiner Rettung gegeben.

Ich will Ihnen noch eins ſagen: Im Kriege ſich totſchießen laſſen für ſein Hab und Gut, das kann der Deutſche, er hat's tauſendmal bewieſen. Aber daheim, mitten im Lande und im tiefſten Frieden erhalten und feſtigen, was einer hat, und ſei es unter Opfern, Pfeifer, ich glaube, das lernen wir erſt ſo recht durch dieſen Krieg, der uns zeigt, wieviel wert das bißchen liebe deutſche Erde uns ſein ſoll. Oder wir lernen es nie mehr und ſterben an verkalktem Gemüte.

Nu gehen Sie nach Hauſe und überlegen Sie ſich über Mittag die Geſchichte, ob ich Ihnen noch genüge, Sie alter, treuer Freund!"

Er reichte ihm die Hand. Auge in Auge ſtanden die Männer.

„Gegen die alten Schulden hätte ich's doch mit Fäuſten und Zähnen feſtgehalten!" ſagte der Inſpektor ehrlich.

„Ja, ja, Sie sind ein ganz vorsintflutlicher Mensch. Festhalten, wenn die Fäuste lahm und leer, die Zähne hohl sind", lächelte der Rittmeister und wandte sich wieder den Briefen auf seinem Schreibtische zu.

„— — — — — Auch über uns selber habe ich viel nachgedacht in diesen endlosen Wochen", schrieb der Sohn aus der Gefangenschaft. „Vater, wenn ich noch einmal heimkönnte und ein ehrlicher Kerl auf meinem Acker werden, ich wollte mit der Hälfte, mit dem zehnten Teile dessen vorliebnehmen, was wir heute haben und doch nicht haben. Sich nicht abhängig machen! Hätten wir Deutsche, Bauern und Bürger, es früher gelernt! — Jeder von uns, der Kommerzienrat in der Stadt, der große und der kleine Bauer auf dem Lande, hat zuviel fremdes Geld in sich gefressen. Das lähmt, auch moralisch. Hier sehe ich es am besten, wie ein Land innerlich und außen daran kaputt geht. Nur d a s uns Deutschen nicht! Gott sei Dank, daß wir noch siegen und uns bessern können! Aber die Zeiten sind hart und müssen es wohl sein, damit alle, alle aufgerüttelt werden ..." "

Fröhlich überlas der Alte zum sovielten Male den ernsthaften Brief seines Sohnes, faltete ihn und erhob sich. Er trat auf den Hof und pfiff seinem Hunde.

War das eine Freude, mit reinem, frohen Herzen, mit gutem Hoffen auf eine fröhlichere Zukunft durch den Mittag über die Felder zu gehen! Er atmete mit voller Brust den Odem des Frühlings und nickte den weißen Birken am Wege zu, die sich mit frischen, grünen Schleiern schmücken wollten.

Deutschland! Du, Vaterland! —

Vor seinen Augen stand das zerschossene, zerstampfte

Oſtpreußen auf, Trümmer bei Trümmer, ein unabſehbares, blutgedüngtes Blachfeld. Und er ſah im Geiſte die ſchweren Jahre, bis dort wieder Saaten grünten und der Rauch aus frohen deutſchen Häuſern unter dem lachenden Frühlingshimmel kräuſelte.

Rings im Lande würden Gräber ſein, viele friſche Gräber deutſcher Helden, die ihr Blut und Leben für Deutſchlands Freiheit willig gaben. Gräber auch in allen Herzen der Heimat. Daß ſie nicht umſonſt geſtorben wären! — Daß Deutſchland auch in Deutſchland ſelber frei würde von allem Zwang, der die mutigen, wagenden Geiſter feſſelt, bis ſie verdorren. Frei das Land in jedem Fußbreit — frei jedes Herz!

Über ihm im Baume ſchlug fröhlich ein Starenpaar. Der grauköpfige Rittmeiſter blieb ſtehen und ſchaute hinauf, lange Zeit. Und ſeine Augen blickten hell und jung.

Eine zeitgemäße Erinnerung

Der gräfliche Hofprediger und Konsistorialrat Johann Gottfried Herder trat erhitzt und schweratmend bei seinem Herrn ins Gemach. Frau Karoline hatte ihn daheim auch gar zu unnütz mit ihren Gedanken und Bedenken aufgehalten. Was denn der Graf gerade heut von ihm wolle? Habe ihn so lange nicht gerufen, bloß immer die liebe, junge, gnädige Gräfin habe seinen geistlichen Beistand und Trost, sein Freundeswort gesucht, seit der tückische Juni ihr das Kind, das einzige und angebetete, raubte ...

„Ich bin es heut, der Sie ruft, Herr Herder", spann auch Graf Wilhelm nach kurzem Gruße jetzt diesen Gedanken an. „Nicht die Gräfin, unsere liebe, kindsverwaiste Frau. Dank für alles Gute, das Sie ihr antun! Von dem lieben toten Ämilchen geht aber auch Unser Erwägen aus, das Sie rief. Haben Sie Zeit für eine kurze Fahrt auf dem See?"

Herder bejahte erstaunt, weil er für den Steinhuder See samt der Musterfeste, die der Graf darin erbaute, aus dem Nichts hervorgezaubert hatte und mit Soldaten und Kanonen unterhielt, nicht mehr übrig hatte als für die müßige Spielerei eines mächtigen und schrulligen Landesherrn. Der Graf, ihm seit langer Zeit nicht eben innerlich zugeneigt, kannte diese Ansicht seines Hofpredigers und rief ihn doch? —

Sie fuhren in ratternder Kalesche durch den heißen

Auguſtmorgen über Land. Nachdenklich ſaß Herder neben dem ſchweigenden Grafen, ſann den Plänen nach, die ihn aus Bückeburg weglockten, weg von der Seite dieſes Grafen, der gewiß ein bedeutender Mann, aber ein Eisblock und ein unbeugſamer Exerzierſtock war, allen Muſen von Herzen abhold.

Und der Schaumburger Graf neben ihm, bewährt in vielen Kriegen daheim zu Lande und über den fernen Meeren, dachte immer wieder den einen Gedanken, was nun aus ſeinem Lande werden ſollte. Das kleine zarte Ämilchen war geſtorben, er war ohne Erben, und wenn der bejahrte Vetter Philipp Ernſt ans Regiment kam, fielen die Landfeinde über die Lippiſchen Gaue her, zerriſſen ſie vielleicht ganz und teilten den Raub unter ſich. Auf dieſen harten Krieg um die Zukunft ſeiner Länder hatte er ſein Lebtag geſorgt, jeden Mann im Weſerlande zum Soldaten gemacht, Feſtung und Forts gebaut, Helden an die Kanonen geſtellt. Jeder Gedanke mußte dem großen Ziele gehören, das Volk auf einen langen und harten Abwehrkrieg zu erziehen.

Er ging ſeine Verordnungen noch einmal im Geiſte durch, fuhr ſchweigend und ſinnend mit Herder über den flachen See zur Feſte und nahm die Meldung des Kommandanten ohne ein Wort entgegen.

In der Stückgießerei waren die Offiziere und Stückjunker verſammelt. Wie zum Examen. Oberſt Colſon ſtellte ihnen Herrn Herder vor und bot dem Hofprediger einen Schemel zum Sitzen an. Der Graf ſtolzierte, hoch und ſchlank, zwiſchen den Bänken, Tiegeln und Pfannen.

„Wir wollen, daß unſere Offiziere wie die Pfarrer und alle im Lande wiſſen, was dieſem und jedem in einem

Kriege taugt. Soldaten sind da erst wahre Verteidiger, wo sie das Vaterland in ihrem Rücken sicher wissen, denn unsere Soldaten sind keine Söldner, die heute für den Kaiser in Wien und morgen für einen englischen Krämer schießen und ihr Blut hinspritzen. Landeskinder sind sie und also Landesverteidiger. Wir essen alle von einem Brot.

Sagen Sie Uns und den andern ein Wort von der Kriegsfouragierung, Scharnhorst!"

Der Feuerwerker Gerhard Johann David Scharnhorst aus Bordenau erhob sich, reckte sich in der Jugend seiner neunzehn Jahre auf und fuhr sich verlegen mit der Rechten durch den dunklen Haarschopf. Dann sank er sichtlich in sich zusammen, denn er wußte nicht viel Antwort auf die Frage des Grafen.

„Im Interesse der gemeinen Wohlfahrt sollen nach gräflichem Reskript die Kornpreise so wenig wie möglich eingeschränkt werden."[1]

„Hätte nichts weiter für die Fourage zu besagen, als daß die Lieferanten nach dem Rezept, das sie gegen den König von Preußen haben, uns die Haut mit den Haaren nehmen, wann sie dem Heere Hafer und Korn verkaufen.

Aber Scharnhorst, Scharnhorst! Und man will Stückjunker, will Unser Stückjunker werden — —? Oder will Er nicht?"

Die Frage brannte dem Jüngling ins Herz. Er richtete einen leuchtenden Blick auf den Grafen.

„Hauptmann Rixleben, lehren Sie Ihre Schule, was wir vom Lande verlangen. Es ist nicht viel und leuchte jedem ein:

[1] Verordnung vom 10. Februar 1772.

Den Sommer vor drei Jahren haben Wir das erſte Mal anbefohlen, daß in Unſerm Lande zu Michaelis, zu Weihnacht, Oſtern und Trinitatis der Vorrat an Kornfrüchten genaueſt verzeichnet werde.[2] Unſere Maßregel hat den Sinn, daß der jedesmalige Vorrat an Korn mit der Einwohnerzahl verglichen und danach jede Ausfuhr des Getreides geregelt werde, denn unſere Äcker fruchten zuerſt und allein für uns. Erſt wenn wir Überfluß haben, wollen wir andern davon abgeben, uns nicht wie Verſchwender an unſerm eigenen Leibe verſündigen.

Die Stückjunker wie die Leutnants ſollen aufmerken, wie das Schema geartet iſt, daß ſie den Bauern, die noch nicht ſchreiben können, die Arbeit geſcheit abnehmen! Mehl, Brot und Malz wird als das vorhandene Verbrauchsgut vorerſt in eine Rubrik nicht gebracht, aber ein gehäufter Himten Mehl wird für einen Himten Korn gerechnet und 44 Pfund Brot gelten für einen Himten Roggen. Jeder Kopf durch die Bank im Lande iſt zur monatlichen Konſumption anzuſchlagen mit 3 Metzen Roggen, ¼ Metze Weizen, ½ Metze Gerſte.[3]

Sie belieben zu lächeln, Herr Herder. Aber meine Amtmänner haben feſtgeſtellt, daß dieſe Maßnahme, ſo kleinlich ſie ſcheint, ſchon im gleichen Jahre einen Kornmangel im Lande verhütet habe. Im Frieden! Denken Sie ſich, Herr Herder, dieſe Maßregel auf das peinlichſte befolgt, in einen Krieg hinein, wie wir ihn ſieben Jahre durchgelebt haben, und Sie werden darin eine Waffe gegen den Feind erkennen müſſen, der die Achtung niemand verſagen kann."

---

2 Verordnung vom 17. Juli 1771.

3 Verordnung vom 19. Auguſt 1771.

Es ſtand ein ſtolzes Leuchten auf dem hageren Geſichte des einſamen Mannes, den ſie alle für einen Grübler und einen großen Geiſt hielten, wie ſehr er auch unter ſeinesgleichen ein Sonderling war. Sogar die Sprache kam ihm ein wenig geſchraubt und klaſſiſch verſchnörkelt von den Lippen. Aber ſein Herz, wie deutſch empfand es!

Herder dachte an das Wort, das man am geiſtvollen Darmſtädter Hofe einmal über den Schaumburger Grafen gefällt hatte, er habe eine griechiſche Seele in einem weſtfäliſchen Leibe. Lykurg ...

Der Graf fuhr fort: „Danach haben wir dann die Kornpreiſe im Lande feſtſetzen laſſen, freilich zu dem Zwecke, daß ſie von niemand, bei Strafe ſollen überboten werden. Jeder ſoll ſein Brot eſſen, ohne dem Wucherer Blut dafür zu laſſen. Der Himten Weizen einen Reichstaler bis einen Reichstaler und 8 Mittelgulden. Der Roggen dreißig bis dreiunddreißig, die Gerſte neunzehn bis zwanzig Gulden."[1]

„Und wie hielten es Eure Durchlaucht mit dem Beſtande auf dem Halme?" fragte jetzt Herder, den die Frage anfing zu intereſſieren.

„Wer weiß das zu ſagen?" forſchte Graf Wilhelm über die Köpfe der Schüler hin. Einer hob den Finger, Hentzen.

„Bis vor zwei Jahren wurde eine Anzahl Probegarben für die ganze Qualität genommen und das Korn auf den Ackerbreiten nach der Flur gemeſſen. Jetzt iſt vorgeſchrieben, es ſoll nicht nach dem Buchſtaben und nicht blind aufs Los geſchätzt werden, ſoll jede Länderei nach

[1] Verordnung vom 7. November 1771.

ihrer Eigenart und Bodengüte, nach der Kultur gewertet werden, die sie hat.“[1]

„Steckt darin nicht lediglich auch ein Ansporn für unsere Bauern, sie aufeinander ehrgeizig zu machen?“ Nickte der Graf Herdern zu. „Wir reden nachher noch davon.“

Winkte dem Hauptmann von Rixleben, dem Vorsteher seiner Artillerieschule auf dem Wilhelmstein. „Sie haben die Verordnungen alle zur Hand, sehe ich. Lesen Sie wenigstens dem Herrn Herder den Schluß der allgemeinen Befehle vor, die wir über den Wiesenbau und das Saatland, über das fleißige Pflanzen von nutzbaren Obstbäumen an allen Wegen, Triften und Stegen erlassen haben, denn wir wollen, daß Uns auch die Pastores in unsern Ländern dazu noch sollen nützlich werden.“

Und der Hauptmann las: Um die fleißigen, ordentlichen Haushälter nach Befinden der Umstände vor andern bemerken und belohnen zu können, wollen Wir durch eigentlich dazu beorderte Personen von Zeit zu Zeit die Aemter außerordentlich bereisen und von den Umständen und Fleiße der Inhaber jedes Hofes Uns genau berichten lassen und diejenigen, welche sich durch Verbesserung ihrer Haus- und Landwirtschaft auf eine merkwürdige Art hervortun, wollen Wir nach Befinden durch Erlassung auf kürzere oder längere Zeit einiger Prästandorum als Befreiung von Landfolgen, Spann- und Handdiensten, Burgfesten usw. oder durch Geschenke an Ackergeschirr, Kleidungsstücken oder Vieh, silbernen Schnallen und Krücken, Unserer silbernen Preismedaille usw. zur Aufmunterung

[1] Verordnung vom 14. August 1772.

des Landbaues Unſere Zufriedenheit zu erkennen geben und dadurch ihr gutes Betragen zu ihrem eigenen Lobe ſowohl als zur Aufmunterung anderer bekannt machen.[2]

Graf und Paſtor ließen dann die Offiziere und Schüler allein, gingen auf der Berme um die Zitadelle.

„Sie haben Uns ein dankenswertes Intereſſe gezeigt. Sie haben auch viele Fäden in die Welt hinaus und hinein, Herr Herder", fädelte der Graf ſeine Befehle für dieſen ſelten eigenwilligen und ſtarkmütigen jungen Mann, den er als Forſcher und Philoſophen bei ſich hochſchätzte, vorſichtig ein.

„Forſchen Sie bei Ihren Buchhändlern nach guten Werken und Schriften über den deutſchen Landbau, wie er das deutſche Land recht ernähren kann. Wir wollen, daß unſere Pfarrer in den Gemeinden ſich mehr damit befaſſen, Herr Herder, denn für was ſonſt ſind die Paſtoren da ...?"

„Gräfliche Gnaden ...!" Aus Herders Munde klang ein feſter Wille, zu widerſprechen, jetzt zu ſagen, wie lange ſchon er das bevormundete Amt ſatt habe und in die Freiheit hinausſtrebe. Er war doch ein Dichter und wollte ein Dichter ſein und heißen wie ſein Freund Goethe, dem die Welt gehörte. O dieſe Enge! — Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe ſchnitt ihm das Wort ab.

„Weiß, daß der Herr Hofprediger vor Geſchäften und Schaffen unſere Befehle nicht vernommen oder nicht im Sinne behalten haben. Wir wollen, die Geiſtlichen ſollen, in Acker und Hofe wie jeder Bauer, ihre Gemeinden zur Landwirtſchaft aufmuntern. Von unſerm Hofpaſtor in

---

[2] Verordnung vom 23. Februar 1774.

Bückeburg verlangen wir d a s nicht, Herr Herder. Aber wir haben Ihnen auch unterbreitet, daß einige der neueſten und vorzüglich brauchbarſten Abhandlungen von der Verbeſſerung der Landwirtſchaft und des Gartenbaues ſollen angeſchafft und an die Prediger auf dem Lande ohne Entgelt ausgetan werden.[1]

Wollen Sie uns das nicht wenigſtens zuliebe tun, Herr Herder?" hielt ihm der Graf die Hand hin.

„Mit tauſend Freuden!" ſchlug Herder ein und war verſöhnt mit dem weitausſchauenden Manne, deſſen Dienſten er ſich widerſtrebend zugeſchworen hatte, um ein Haus zu haben und ein Dach für ſich und ſeine Karoline, für ſeine ehrgeizigen und hochfahrenden, ſo oft enttäuſchten Pläne.

Hier war ein Mann, ein Regent voller Zielbewußtſein, von dem man lernen konnte und den man verehren, unterſtützen mußte.

---

[1] Verordnet am 2. Februar 1774.

Prinzentod

Er faltete das widerſtrebende ſteife Briefblatt noch einmal auseinander und las beim Scheine des flackernden Kerzenſtumpfes die Zeilen noch einmal, die an dieſem frühen, kalten Morgen ſein junges Blut heiß gemacht hatten.

„... Prinzeß Giſa läßt Dir einen lieben Gruß ſagen, den ich Dir als Deine Mutter doppelt gern und herzlich übermittle. Sie wünſcht Dir recht bald das Eiſerne Kreuz, mein lieber wackerer Junge! Und wenn Du heimkehrſt, geſtand ſie, ſoll kein anderer Lorbeerkranz als der ihrige neben dem meinen deine Stirn zieren.

Halt Dich gut, ſei tapfer, mein lieber, einziger Junge. Und wenn es Dir einmal nicht alles nach Wunſch und Laune geht, ſo vergiß niemals, daß in der Heimat treue Frauenherzen um Dich weinen. Gott behüte Dich!“

* * *

Er lehnte ſich zurück auf ſeiner harten Matratze und ſann. Ja, auf dem Hofball war es geweſen, wo er ſie zum letzten Male ſah, Prinzeſſin Giſa. Sie hatte ihm zu dem neuen blanken Stern gratuliert, der ihm verliehen war, und den er ſtolz auf der Bruſt trug. Ein bißchen mokant war ſie ja immer, aber ſo klug und ſo ſchön.

— — — will ich deiner erwarten
Im grünen Klee,
Im weißen Schnee

ſangen Soldaten im Vorbeiziehn unter ſeinem Fenſter. Mit einem Ruck ſprang er vom Lager in die froſtkalte Kammer und nahm ſeine Sachen.

Als er angekleidet war, trat der Burſche ein.

„Hoheit verzeihen, der Herr Rittmeiſter hat Freiwillige aufgerufen. Zu einer Offizierspatrouille. Jetzt ſofort. Ich dachte nur, daß Hoheit doch noch geſtern geſagt haben — —“

Der junge Prinz riß den Säbel hoch und rannte an dem Burſchen vorüber aus der Tür.

Es wurde ihm gewährt, er durfte mitreiten, die Patrouille führen. Zwölf Pferde gingen in gleichem Schritt und ſchnoberten in den kalten Morgen hinein. Der Prinz ritt mit ſeinem Wachtmeiſter vorauf, beide ſchweigend eine lange Weile.

Einmal ſeufzte der Wachtmeiſter. Der Prinz ſah ihn von der Seite an. Nach einer Weile fragte er:

„Haben Sie Sorgen, Schmidt?“

„Befehl, nein, Herr Leutnant“, ſagte der Gefragte ſtramm.

„Nicht ſo dienſtlich! Aber Sie gefallen mir heute morgen gar nicht, ſind nicht wie ſonſt — — —“

Der andere riß am Zügel und räuſperte ſich.

„Ach Gott, Hoheit, es läuft einem mal was über die Leber, heute Gutes, morgen Schlechtes. Mir iſt aus dem letzten Brief von Hauſe was angehangen. Da wollte ich eben jetzt mit, um andere Gedanken zu kriegen.“

„Das iſt recht. Aber Sie müſſen ſich ausſprechen, Wachtmeiſter. Ich bin doch Ihr Freund ...“ Der Prinz reichte ihm die Hand herüber.

Nach ein paar Schritten tat der Vizewachtmeiſter ſein Herz auf.

„Sorgen hat meine Frau. Ja, ſo ein Kunſtgewerbeladen! Wer kauft denn jetzt im Kriege ſolche Sachen? Alle Kunſt iſt ein Luxus geworden. Ich glaube, an der Kunſt kann einer jetzt rechtſchaffen verhungern. Wir im Felde haben es noch am beſten — — —“

„Herr Leutnant!“ rief der Reiter am linken Flügel. „Ich glaube, wir ſind ſchon aus dem Poſtenbereich.“

„Dann aufgepaßt!“ Der Prinz reckte ſich im Sattel auf, und der Vizewachtmeiſter verſchloß ſeinen Kummer wieder in tiefer Bruſt. Sie ritten in langer Reihe durch ein kahles Gehölz, die Hand am Karabiner, jeden Nerv angeſpannt.

Der Vizewachtmeiſter hielt hinter dem ſchlanken Prinzen und kämpfte mit ſeinem Herzen.

Ja, ſo ein junger Kerl wie du, aus beſtem Blut, du haſt es beſſer als andere Sterbliche — — —

Sie kamen über eine Wieſe. Hundert Schritte weg- aus wiederum Wald. Eine Handvoll Reiter, Blauröcke.

„Wir müſſen durch!“ rief flüſternd der Prinz hinter ſich. Darauf in ſchneller Folge: „Lanzen ein! Feſtſitzen! Los!“

Sie jagten übers blache Feld. Hurra, hurra!

Das Rudel Feinde ſtutzte.

Der Prinz vorauf.

Die Blauen jagten auseinander. Einer ſtreckte den Revolver aus. Der Wachtmeiſter preſchte gegen ihn und riß ſeinen Säbel hoch.

Er war noch nicht heran, da knallte der Schuß.

Die Hände hocherhoben, ſank der Prinz vornüber.

„Prinz!“ ſchrie der Wachtmeiſter und wandte ſich um.

Da krachte der zweite Schuß und warf den Wachtmeiſter aus dem Sattel.

„Weiter! Macht, daß ihr weiter kommt! Vollmann hat's Kommando!“ ſchrie er den Gefreiten an.

Er ſah noch, wie ſeine braven Zehn den blauen Schützen vom Pferde holten und mit ihm weiterpreſchten. Dann ſchwanden ihm die Sinne.

Abendliche Kälte weckte ihn. Oder war es die weiche Hand, die auf ſeiner Bruſt lag, zitternd und taſtend?

Über den Bäumen ſtand ein leuchtendes Abendrot am Himmel. Still war es im Walde.

„Wachtmeiſter!“ Die Hand erhob ſich. Ein goldener Reif erſchimmerte, ein Stein funkelte.

Der Verwundete erwachte wie aus einem Traume.

Der Prinz! Das war doch ſeine Stimme. Was war denn das nur?

Ach, ſie waren ja beide vom Pferd geſchoſſen.

„Hoheit!“

Der Wachtmeiſter wollte ſich erheben. Es ging nicht. Alle Glieder waren ihm wie Blei und ſeine Kehle ohne Gefühl.

„Kamerad!“ ſagte der Prinz leiſe. „Ich glaube, ſie haben uns nicht gefunden. Ich ſchlief ſo ſchön. Aber nun wache ich ſchon lange und warte auf dich, du lieber Kamerad, weil ich fühle, wie es immer weniger mit mir wird. Wenn du nach Hauſe kommſt, grüß mir meine Mutter und die Prinzeſſin Giſa, Kamerad. Sag ihr von mir, ſie ſolle dir den Lorbeerkranz geben und für euch ſorgen, daß ihr keine Not habt. Kein Menſch ſoll Not haben, Kamerad!“

Der Prinz ſchwieg. Eine Weile wartete der Wachtmeiſter; er wollte erſt ſeiner Tränen Herr werden um den lieben, treuen Prinzen.

Dann rief er leiſe. Seine Stimme war wieder feſt.

Keine Antwort. Er wartete lange und ſpürte die Kälte überall am Leibe.

Es war nun faſt dunkel geworden.

Wieder rief er. Rappelte ſich hoch, daß er ſaß, und taſtete umher, die Hand des Prinzen zu faſſen, die ſo treu auf ſeinem Herzen gelegen hatte.

Er fühlte die Hand. Sie war kalt wie die dunkele Nacht.

Er quälte ſich ab, ſeine Taſchenlampe zu finden und zwängte ſie auch endlich hervor. Der helle Lichtkegel ſchoß flirrend ins Dunkel. Die Gräſer waren weiß bereift.

Da lag der Prinz. Auf ſeiner Bruſt blinkte der ſilberne Ordensſtern. Der Prinz war tot.

Aller Schmerzen frei, kniete der Wachtmeiſter bei der Leiche ſeines Leutnants und betete.

Der Lichtkegel ſchwankte zitternd über das bleiche, erſtarrte Jünglingsgeſicht und erloſch.

Nacht war wieder um den toten jungen Helden und um ſeinen todwunden treuen Wächter.

Deutſcher Frauen Heldenſinn

Was hätte denn hier je auf den Krieg, den furchtbaren Weltkrieg deuten können: Vom Walde flog ein leiſes Abendraunen her, und über dem Weiher bei den weißen Birken ſtand der Mond, ſilbern und ſtarr. Heimchen ſchickten ihre verſtohlene Muſik hinauf zu dem dämmerig erleuchteten Schloßaltan, wo die drei Frauen um den weißbärtigen Vater ſaßen.

Mit verhaltener Stimme las er ihnen aus der Zeitung vor, Berichte von furchtbaren Schlachten und Greueln des Krieges fern an den Grenzen. Manchmal ſchwieg er eine kurze Weile und räuſperte ſich ſchüchtern, bis die Augen wieder klar waren und ſeine Stimme wieder feſt klang. Trafen ſich ſeine Blicke dabei mit denen der Frauen, ſo ſah er die ſtarren Augen ſeiner Frau und der beiden Töchter voller Tränen.

Aufrecht ſaßen die Frauen und ſchauten ihn mit unendlicher Wehmut an. Ihre Tränen rannen, aber von den feſtgeſchloſſenen Lippen kam kein Laut.

Der Vater las jetzt aus einem Briefe vor. Jedes Wort fiel wie ein furchtbares Grauen vor ſie nieder, wie weich auch ſeine bebenden Lippen die Sätze formten.

. . . Geopfert habt Ihr Lieben daheim uns alle ſchon dem Vaterlande, als wir Abſchied nahmen und in den Zug ſtiegen. So ſagte der Kapitän heute morgen in ſeiner ſchönen Rede. Nun heißt es: Warten und ſchweigen, wen der liebe Herrgott im Himmel den Seinen in der

Heimat bewahren und wiederſchenken will, wem er eine geſunde und glückliche Heimkehr vorgeſehen hat. Wir müſſen alle ſtillehalten und unſere Pflicht erfüllen für das liebe deutſche Vaterland.

Vater, Mutter, liebſte Frau, ſchöne treue Schweſter! Zeitungen ſind an Bord gekommen. Unſer Hans Eberhard iſt gefallen. Er ſtarb einen herrlichen Soldatentod. Uns helfe Gott! In der Meſſe hat es der Kapitänleutnant vorgeleſen, wie Bruder und Bruder Seite an Seite geritten ſind, der Bruder den Bruder mit des treuen Burſchen Hilfe begraben hat . . . Vater, unſern Stolz begraben! Und ich bin ſo weit davon . . ."

Dem Leſenden ſchlug die Stimme über. Schweſter und Schwägerin, Hand in Hand, beugten ſich noch einmal mit zuckenden Schultern wimmernd unter dem furchtbaren Schlage. Aber die Mutter hatte ſich erhoben, als wollte ihr grauer Scheitel dem Schickſal trotzen. Einen bangen Augenblick. Die Hände taſteten nach einem Halt. Mit jammerndem Schrei, der ihnen allen die Herzen zerriß, wankte ſie in das Dunkel des Zimmers.

Starr und ſtill ſaßen ſie beieinander, Jugend und Alter, dachten an ein fernes Grab in Frankreich, das der Bruder dem Bruder gegraben hatte.

„Warten und Schweigen! Er lehrt uns eine harte, ſtrenge Weisheit", begann der Vater wieder und ſtrich das Briefblatt mit liebkoſender Hand. „Das Warten iſt von je euer Los in den Kriegen geweſen, ihr Frauen. Und wir Alten, die zu keinem Krieg mehr taugen, müſſen es jetzt von euch lernen.

Wenn ich denke, Siebzig und Warten! Mein Vater, meine Brüder waren im Feld. Ich mußte als Kranker

zu Hauſe bleiben. Heimlich bin ich ihnen nachgereiſt, bis Metz. Keiner hat mich nach Hauſe geſchickt zu den Ängſten der Schweſtern.

Jetzt lern' ich's ſelber: Das Warten iſt ein hartes Brot. Da hilft bloß Beten und Gottvertrauen. Unſern Stolz hat er uns ſchon genommen . . . Daß wenigſtens einer, einer nur von meinen Kindern wiederkäme, der alle unſere Liebe und Freude hinnähme! Einer!"

Ruhig ſah er in die beiden ſchreckensſtarren Augenpaare, ſtreckte den beiden Frauen ſeine Hände hin.

„Nennt mich nicht hart, ihr Mädchen! Auch du nicht, Marie; du biſt meine Tochter wie mein geborenes Kind . . . Ja, dich muß ich jetzt am meiſten lieben, denn du haſt meinen beſten Sohn als deinen Mann und deiner Kinder Vater für das Vaterland gegeben. An dir würde unſer Gott ein neues Geſchlecht vernichten. Das kann ein gerechter Gott nicht wollen . . .

Sei ſtark, Marie, lerne warten, wie dein Mann dich mahnt. Du biſt eine Seemannsfrau geworden, das heißt auch im Frieden eine Heldenfrau ſein."

Demütig neigte ſich der blonde Frauenſcheitel auf die Hand des Vaters.

„Zehn Jahr will ich warten und kein Wort verlieren: Wenn ich ihn nur wiederſehe, wiederhabe!"

„Du gute, tapfere Soldatenfrau!" —

Das Licht auf dem Altan verlöſchte, aber den treuen Menſchen in dem ſtillen Schloſſe brachte die laue Nacht keinen ſeligen Frieden. Vor den ſchlafenden Kindern kniete die junge Frau am Bett und betete ſich Mut ins Herz.

Gott iſt über allen Meeren, über allen Welten iſt Gott und in allen Herzen. Gott iſt gnädig!

Das ſchlichte große Wort des alten Paſtors, das er zuletzt noch vom Altare den ausziehenden Kriegern in der kleinen Dorfkirche zugerufen hatte, unerſchütterlich wie ein Fels ſtand es vor Mariens Seele.

Zeitungen über Zeitungen las der Vater tagsüber mit ernſten Mienen. Manches Erhebende las er den Frauen vor, vieles Erſchütternde verſchwieg er ihrer Trauer.

So erzählte er abends bei Tiſche von dem Märtyrerſinn der tückiſchen gelben Japaner.

„Zwei große Panzerkreuzer waren im Ruſſenkriege auf Minen geſtoßen und geſunken. Dreitauſend Mann Beſatzung tot. Das haben die Japaner ein ganzes Jahr vor aller Welt verheimlicht, damit der Feind nichts von dieſer Schwächung ihrer Flotte erführe und ſich mit ſeinen Schlägen danach einrichte.“

Mariens blaue Augen blickten ihn traurig an. Der Abend neulich und der Brief des Sohnes von hoher See ſtanden wieder vor dem Alten auf: Nun heißt es: Warten und ſchweigen!

Marie hatte verſtanden. Stumm erhob ſie ſich und ging zu ihren Kindern, betete.

Regelmäßig ſchrieb der Bruder im Felde, als wollte er es bei den betrübten Eltern auswetzen, daß nur noch einer von ihnen, daß nicht mehr Hans Eberhard an ſeiner Seite mit den tapferen Huſaren von Sieg zu Sieg ritt. Längſt kam der fröhliche Briefträger nicht mehr in den Schloßhof, die Poſt zu beſtellen, der am Teich im Dorfe ſein ſchmuckes Häuschen hatte und faſt ſo viel blonde

Kinder wie weiße Tauben unter seinem schlichten Dache zählte. Längst zog er schon als Landwehrmann nach Frankreich hinein, und ein Fremder, ein Mann mit goldener Brille und feinen Manieren versah den Briefträgerdienst mit gleichem Eifer. Schwester und Schwägerin gingen ihm manchen Tag eine Strecke entgegen, und er verstand es, ihre leeren Hände mit froher Zuversicht zu füllen, wenn sich einmal in seiner bauchigen Tasche nichts für die Schloßfamilie fand.

„Das muß wohl einer von den gelehrten Professoren sein, die sich zum Briefträgerdienst gemeldet hatten; es stand in allen Zeitungen damals zu lesen", mutmaßte der Vater. Aber sie kamen nie hinter das Geheimnis des vornehmen und würdigen Postboten; immer entzog er sich ihnen mit einem scherzenden, ausweichenden Worte. Auch Marie vermochte es nicht und ließ dem alten Herrn seine gern und gut gespielte Heimlichkeit. Die junge Schwägerin half jetzt in der Stadt Verwundete pflegen, so daß die Seemannsfrau nun manchen Tag allein mit ihren Kindern dem Briefträger entgegenging.

Und niemals mehr fand sich ein Brief von ihres Mannes Hand zu ihr.

Sie schwieg und wartete. Manchen langen, lähmenden Tag. Der neue Morgen brachte wiederum nichts, und mitleidig blickten die hellen ernsten Augen hinter der goldenen Brille auf das junge Weib.

„Wo ist denn Ihr Mann, wenn die Frage erlaubt ist?"

„Oberleutnant auf dem großen Panzerkreuzer ‚Siegewalt'. Das Schiff stand zuletzt in der Nordsee gegen England. Man hat doch auch von keiner Schlacht gehört."

Er wich den bangen Frauenblicken nicht aus.

„Liebe gnädige Frau, da müssen wir wohl noch ein wenig warten. Gerade über unsere tapfere Flotte wird das allergrößte Stillschweigen bewahrt.

Vielleicht ist Ihr Herr Gemahl schon mit in den russischen Gewässern . . .“

„Sie wissen etwas? Ach, bitte... bitte, Herr...!“

„Nein, ich weiß nichts, leider gar nichts“, wehrte er ihre bittende Hand ab und schaute verloren in das herbstelnde Land.

Wieder vergingen bange Tage. Keinen Morgen war ein Brief für Marie in der bauchigen Mappe.

Tapfer ihrem Gott ergeben faßte sich die Seemannsfrau ein Herz und lenkte das Gespräch mit dem freiwilligen Briefträger auf jene Worte des Vaters, die sie immerfort bewegten und wie eine große, furchtbare Pflicht Tag und Nacht im Herzen schrien: Japan hat es ein ganzes Jahr verschwiegen, daß zwei große Kreuzer sanken! — — —

Der Mann mit der Posttasche nickte ihr ernsthaft zu.

„Ich weiß, ich weiß. Aber es war das ganze Volk, das schwieg in Japan, dreitausend Mütter, Frauen und Bräute. Jede weinte heimlich ihre Tränen, keine sprach zur andern ein Wort.

Wir hassen dieses gelbe, falsche Volk, das an uns groß und klug geworden ist. Aber vor diesen Frauen Respekt, Frau Oberleutnant! Da könnte Deutschland Schweigen lernen, England und alle Feinde halb schon durch sein Schweigen besiegen.“

Still gingen sie beide voneinander an diesem Morgen, der alte Mann und die junge Frau. In den langen

Tagen, lang wie Wochen und Monate, die nun kamen, geschlichen kamen wie unheimliche Gespenster, in diesen Tagen lernte Marie das Schweigen und Warten. Ihre Züge wurden fest und starr, ihre blauen Augen blickten streng in den farbenbunten Herbst und sie verbarg ihre grenzenlose Verzweiflung hinter einer fremden Starrheit, vor der ihre Schwiegereltern und die Schwägerin zurückbebten.

Einmal fing der Briefträger selber wieder von denen auf dem „Siegewalt" an.

„Ich möchte mich wohl einmal erkundigen, Frau Oberleutnant . . ."

„Tun Sie's, lieber, lieber Herr!"

Fest drückte er ihr beide Hände und nickte ihr aus tränennassen Augen zu.

Drei Tage warteten sie in Ungeduld beide. Endlich am vierten Morgen zog der Aushilfsbriefträger, der Frau Marie von all den gemeinsamen, vergeblichen Gängen vertraut wie ein Vater geworden war, ein feierliches Dienstkuvert aus der Tasche, die Antwort vom Nachweisungsamt in Berlin.

Sie setzten sich nebeneinander an den Straßengraben. Umständlich öffnete er den großen gelben Umschlag.

„Ich wollte es auch nicht früher erfahren als Sie, Frau Oberleutnant."

Ihr dankbarer Blick schnellte an ihm vorüber auf die wenigen Zeilen:

Hochverehrter Herr Geheimer Rat!

Ein guter Zufall spielte gerade mir Ihre besorgte Anfrage in die Hand. Dankbar gedenke ich meiner

Lehrjahre bei Ihnen und teile eiligſt das Wenige mit, das wir ſelber wiſſen bezw. weitergeben können:

„Siegewalt“ hat ſich prachtvoll geſchlagen, aber ſchwere Verluſte gehabt. Sein Aufenthalt iſt zurzeit unbekannt. Alle ſchlimmen Gerüchte unbegründet.

In herzlichſter treuer Ergebenheit

Ihr

Marquardt,
Adjutant beim Admiralſtab.

Schweigend ſchauten beide auf das beſcheidene Blatt.

Prachtvoll geſchlagen — — ſchwere Verluſte gehabt.

Der Wald mit ſeinem ſterbensbunten Kleid, die tote Stoppel, alles ſchwankte und verſchwamm vor den Augen der jungen Frau. Das Schiff ſah ſie, auf hoher See, im Feuer, Männer im Gefecht, ihren Mann, wie er focht und hinſank, tot — — —

„Nun wird das Wiſſen wohl doch zu ſchwer für dieſe jungen Schultern?“

Väterlicher Liebe voll legte der Briefträger-Geheimrat ſeinen Arm um Marie. Mit leiſem Schluchzen lehnte ſie an ſeiner Bruſt. Er fühlte ihren Leib vor Schmerz erbeben und lauſchte in der Stille ſeines Herzens hinein, das Wort zu finden, das Troſt bringen könnte.

Feierlich ſtill wob um ſie beide der Morgen. Nur im nahen Buſche ſang ein ſpäter Vogel von ſeinem Neſte.

„Kind! Ich habe auch ein Herz auf dem ‚Siegewalt‘ ſchlagen ... meinen einzigen Sohn. Er war nicht gut und hat mir ſchon ſo viel Kummer gemacht. Aber ich habe doch bloß dieſen einen, einzigen Menſchen auf der ganzen Welt.

Wir müſſen warten und ſchweigen. Gottes Wege ſind ja ſo wunderbar.“

Er konnte es nicht wehren, daß Marie ſeine zitternde Hand an ihre Lippen preßte.

Sie ſchieden wie Verſchworene und ſchwiegen. Zu den Schwiegereltern, die nach dem Sohn auf dem „Siegewalt“ bangten, zu der Schwägerin, die um den Bruder Seefahrer weinte, ſprach Marie kein Wort von dem Briefe, verſchloß ihr ärmliches Hoffen und ihr grenzenloſes Fürchten ganz in ſich und weinte heimlich ihre heißen Tränen. Verſtohlen ſah ſie oft den Vater mit Bewunderung an, und der Briefträger-Geheimrat küßte ihr die Hand, wußte er ſeiner Sehnſucht nach dem „Siegewalt“ doch einen Bundesgenoſſen in der ſtillen jungen Seemannsfrau.

Furchtbare Schlachten wurden geſchlagen, große Siege geſiegt. Marie ging wie eine ſtarre Heilige durch ihre Tage.

Einmal brachte die Zeitung ein kaiſerliches Wort: „Siegewalt“ hat ſich prachtvoll geſchlagen!

Da leuchteten Maries Augen auf.

Andern Tags las man von vielen Auszeichnungen an die tapferen Streiter zur See. Unter all den Namen ſuchte Marie nur den einen. Sie fand ihn und jubelte auf:

„Er hat das Eiſerne Kreuz!“

„Wenn er doch lebte!“

Vater und Mutter erflehten es wie aus einem Mund.

Da dachte Marie an die Pflicht des Schweigens und hielt das frohe Wort zurück, das ihr von den Lippen drängte.

Drei Tage ſpäter hieß es in den Blättern: „Siegewalt“ habe ſchwere Verluſte gehabt. Schlimme Verletzungen dürften noch nach dem Gefecht manches Todesopfer gefordert haben. Feindliche Granaten riſſen ganze Kolonnen nieder ...

Das junge Weib erſchauderte, und ihr Beten ward ein wildes Stammeln.

Der Briefträger-Geheimrat fand mit keinem guten Wort mehr den Weg zu ihrem Herzen. Er fühlte, daß ihr Schweigen nun wohl Not und Trotz geworden war.

„Mein Sohn iſt tot. Ihr Gatte lebt!“ gab er ihr dann an einem regennaſſen Morgen die erſte kritzelige Feldpoſtkarte vom „Siegewalt“. Ging ſtill aus dem Hofe.

Marie ſtürzte die Treppe hinauf, vor die Eltern hin, vor die Kinder. Sie hielt die Karte an die Bruſt gedrückt.

Nun las ſie vor:

Geliebteſte! Ihr Lieben alle!

Jetzt bin ich wieder auf dem Damm. Entſchuldigt meine Schrift. Es hat mir im Gefecht den rechten Arm glatt weggeriſſen. Marie, Vater, Mutter, liebſte Kinder, behaltet Euern Einarm lieb! Ich bin wohl! Und Gott iſt mit uns Deutſchen.

Keuchend las die Frau und hielt das Blatt weit von ſich. Leuchtend floß es wie überirdiſche Kraft über ihr verhärmtes Geſicht. Und die Eltern konnten ihre Blicke nicht abwenden von der heldiſchen deutſchen Seemannsfrau.

Rupert und Sepp

Zu Friedenszeiten waren ſie beide nichts wert geweſen, der Rupert wie der Sepp. Rupert kränkelte ewig und betrug ſich für einen deutſchen Schäferhund edelſter Raſſe ſo unpaſſend, daß ſein Herr von allen Villennachbarn mit Bitten, Ermahnungen, Drohungen, Klagen beim Kadi bedrängt wurde, das Edelvieh abzuſchaffen, das jeden wild anbellte und jeden biß, ob Geldbriefträger oder Gerichtsvollzieher. Rupert kam in andere Hände und verwilderte. Daß er einmal von einem bewährten Hundezüchter zu allerlei Dingen dreſſiert war, hätte niemand mehr an ihm entdecken können.

Sepp war ein dicklicher Doberman mit einem Fell wie ein alter angegrauter zerfranſter Bettvorleger. Er gehörte einem Aſſeſſor und verſchlief dreiviertel vom Tage. Den Reſt lag er in der Stammkneipe unter dem Tiſche und machte ſich Gedanken darüber, warum die Männer um den runden Tiſch oft ſo laut im Chorus lachten und warum ſie jeden Freitag abend von ſieben bis um zwölf fortwährend wie beſeſſen mit kleinen buntbedruckten Pappdeckeln auf den Tiſch hieben und in einer einſilbigen fremden Sprache zueinander ſprachen.

Tournez! Paſſe! Ziehe mit! — — Es war immer dasſelbe. Darum verſchlief Sepp auch dieſen Freitag abend regelmäßig. Dann träumte er oft von ſeiner früheſten Jugend. Da war er bei einem graubärtigen Förſter geweſen. Das war ein ſeltener Mann, behauptete, er

habe noch nie gelogen und könne keiner Fliege was zuleide tun. Trotzdem prügelte er sich mit seiner alten schwerhörigen Wirtschafterin und warf eines Tages auch den Sepp als ein „unnützes Mistvieh" auf die Straße.

Nun hatte Sepp diesen Traum vom Freitagabend aber schon lange nicht mehr geträumt, denn die Männer um den runden Tisch schienen die bemalten Pappdeckel mit einem Male ganz vergessen zu haben. Sie hieben wohl noch auf den Tisch, aber es hatte jetzt einen andern Klang. Wie Eisen auf Eichenholz. Sie sprachen mit hastigen Stimmen durcheinander, sprachen von Dreibund und Zweiverband, von Entente und Aufmarsch, von Armeekorps und Kanonen.

Und sie sangen zusammen, sangen Lieder, so hinreißend, daß selbst Sepps gute Hundeseele ahnte: Hier geht etwas vor!

Einen Morgen geschah es dann. War der Sepp-Assessor schon wochenlang ein anderer gewesen, ein Mann in Hast und glücklicher Ungeduld wie ein Verliebter, der an keine Akten mehr dachte, so konnte Sepp jetzt seine Augen noch mehr aufreißen: Der Assessor hatte einen graugrünen Anzug an, wie ihn der alte Förster im Walde gehabt hatte! Und einen großen Hirschfänger, ganz lang und ganz blank an der linken Seite! Auf dem Kopfe einen graubewickelten eisernen Kochtopf . . . wie praktisch doch diese Männer waren: da konnte man gleich im Walde abkochen.

„Sepp, du kommst mit!"

Jaulend sprang der Hund an ihm hoch und rannte mit in die Kaserne. Da standen hunderte, tausende graue Männer, und es kamen immer noch mehr dazu. Sepp

hätte nicht gedacht, daß es ſo viel Förſter geben könne. Er marſchierte als der einzige Hund mit, immer vor der Kompagnie bei ſeinem Aſſeſſor, der mit dem langen Meſſer raſſelte und wilde Reden führte, laute Befehle gab. Es ging nun den lieben, langen Tag vom frühen Morgen bis an den Abend über die Felder, durch die Wälder, daß Sepp ſchon längſt nicht mehr zum Schlafen kam. Wozu das nur? Es waren doch gar keine Haſen da . . .!

Abends war es dann immer wie einſt. Sein Herr ſaß am runden Tiſch und erzählte. Manchmal trat ihn einer von den Zechern mit den langen Stiefeln. Sie ſchlugen auch ſchon lange wieder mit den bunten Pappdeckeln auf den Tiſch. Paſſe! Bis auch das mit einem Male vorüber war. Sepp ſtand vor der Kompagniefront und guckte ſich die Leute an. Sie waren alle ſo buntgeſchmückt mit Blumen, Blumen überall und ſahen doch ſo ernſt, ſo furchtbar ernſt aus. In allen Augen war ein heißes Leuchten . . .

Ein alter Schnauzbart ſtand vor ſeinem Herrn, Blumen in allen Knopflöchern.

„Wollen Sie denn den Köter wirklich mitnehmen, Herr Leutnant — —?“

„Wenn Herr Oberſt geſtatten, gar zu gern . . . Ich habe keinen Menſchen, der mir für meinen guten Kameraden ſorgt . . .“

„Na, meinetwegen. Daß er's Ihnen nur dankt . . .“

Sepp knurrte den Alten an. Das ſchert dich wohl was . . .? Sah von der Seite zu ſeinem Herrn herauf. Ja, was hatte denn der Mann? — Stand wie ein Stock ſo ſteif und ſtrahlte. —

So hatte Sepp die Leute auf dieſem ummauerten Hofe

eigentlich immer ſtehen ſehen, wenn einer mit einer blanken Litze mehr zu einem mit einer blanken Litze weniger ſprach. Komiſche Menſchen . . .

„Na, los, du!“ ſpürte er mitten in ſeinen Meditationen einen Stoß von hinten und fühlte ſich lebhaft auf den Schwanz getreten.

Dann ging es nach dem Bahnhof, in einen engen dunklen Wagen. Sepp hatte drei Tage Zeit zum Schlafen. Nachher mußte er ſich dann erſt in die neue Welt hineingewöhnen, in der es in einem fort brummte und donnerte, ekelhaft nach Rauch und Pulver roch.

Tag und Tag ſaß er bei ſeinem Herrn in einem engen, naſſen Graben, wo man ſich die beſte Gicht in die Hundeknochen holen konnte. Auch hier ſah er manchmal Leute mit den bunten Pappdeckeln auf ein Brett ſchlagen: Paſſe!

Was das denn nur alles bedeuten ſollte? — Zu Hauſe war es doch viel ſchöner . . . Nachts ging er mit ſeinem Herrn auf die Streife. Fern und nah blitzte es immerzu, knallte manchmal ganz nahe über ihnen. Grell ſtand die Welt im gelben Feuer . . . Es war aber doch ganz anders wie zum Sedanfeſte zu Hauſe, wenn der alte Förſter ſich immer ſo furchtbar betrank, daß er das Schlüſſelloch, ſogar die große, breite Haustreppe nicht finden konnte. Zuletzt weinte er immer. —

Blaff! hörte Sepp eines Nachts auf dem Patrouillengange eine Hundeſtimme. Und da war Rupert, der Doktorhund! — Ja, was wollte denn dieſes junge Gemüſe hier, wo alles ſo ernſt herging? — Etwa Verwundete ſuchen?

Sie wanderten ab, Rupert im Zuge, Sepp hinterher.

Viele Verwundete ſollten verſtreut liegen, und das Gelände war hügelig und bebuſcht.

Mit einem Mal riß Rupert ſich los, ſchoß ins Dickicht, bellte, kam wieder hervor und raſte wieder hinein.

Sepp witterte. Er machte ſich auf dem Bauche an den Buſch heran, wie er das immer von den Soldaten ſah, wenn ſie den Feind beſchlichen.

„Da muß was ſein. Guckt, jetzt fängt dem Leutnant ſeiner auch an. Und das iſt ein pfiffiges Vieh! Guckt doch, der Köter kriecht wie'n Menſch!"

Sepp waren die Lobreden gleichgültig. Er wollte nur wiſſen, wieviel Feinde in dem Buſch ſtaken.

Einer der Soldaten ging hinein, aufrecht, allen voran. Ein Schuß fiel. Der Mann ſank hin wie ein Sack. Alle erſchraken, warfen ſich hin, krochen um den Buſch. Ein Horn gellte ganz nahe. Noch ein Signal. Sepp hörte ſeines Herrn laute Stimme und ſchwere Schritte. Er ſtak aber ſchon ſo in dem Buſche drin, daß er ſich nicht umdrehen konnte vor lauter Dornen, Stacheln.

Da! Geſtalten krochen, ſchlichen heran, geduckt und finſter. Sepp lag regungslos. Einer legte an.

Und da ſprang den Schützen etwas an, etwas Graues, Wildes: Rupert. Hing ihm am Halſe und riß ihm mit wildem Biß die Kehle auf. Der Mann fiel in die Knie. Blutüberſtrömt hing der Schäferhund an ihm.

Sepp wurden die Augen heiß. Bravo, bravo, du treuer junger Kamerad!

Die Mordgeſellen im Buſche hielten inne, riſſen den Hund von ſeinem Opfer weg. Rupert ſprang den nächſten an. Da pfiff ein Schuß ins Dickicht, traf den Hund im Sprung mitten durchs Herz und warf ihn nieder, ein Schuß

von hinten aus Freundeslauf, den Buschkleppern bestimmt, die wehrlose Krankenträger morden wollten.

Und weiter tief im Busche regte es sich, kroch es heran, Männer, Männer mit Waffen!

Jäh war Sepp auf und kehrt, jagte seinem Herrn entgegen, bellend.

Ach, verständest du doch unsere Sprache. — — Sieh dich vor: Tausend Feinde sind im Busche!

Der Leutnant, voran beim Sturme, wandte sich halb nach dem bellenden Hunde herum, der ihn wie gehetzt umtanzte.

„Komm mit, Sepp! Komm!"

Jäh pfiff und prasselte und zischte es aus dem Busche. Die Hölle war los.

Und der Leutnant? — Warf die Rechte mit dem Säbel hochauf, schrie einen wehen Laut, preßte die Hand aufs Herz und fiel vornüber.

Seine Männer rannten weiter mit den blanken Messern am langen Feuerschaft.

Sepp stand bei seinem Herrn, leckte ihm das Haar, den Nacken, schob ihm mit der Schnauze den Helm vom Kopfe, kratzte neben dem Gesicht des Leutnants die Erde auf, winselte, wimmerte, heulte. Ein neuer Morgen brach an.

Was guckst du denn immer in die schwarze Erde, Herr? Was suchst du denn da unten? Warum bist du denn so still und steif? — Und so kalt —?

Unablässig streichelte seine Zunge die erkalteten Wangen, bellte, jammerte er in den hellen, donnerheißen Tag.

Gegen Abend kamen die Soldaten wieder, vereinzelt, müde und traurig.

„Hier liegt unſer Leutnant! Der gute Mann —!“

Sepp ſetzte ſich auf ſeines Herrn Leib und funkelte die Männer an.

„Da iſt ja auch Sepp. Ach, Sepp, nun is' der auch tot, dein lieber Herr!“

Der Hund verſtand ſie nicht. Nur eines fühlte er, ſie wollten ihm ſeinen Herrn wegnehmen, ihn wohl auch in ſolch ein Loch legen wie die andern immer . . .

Er ſtemmte ſich gegen den lieben, kalten Leib.

„Na weg, Hund! Biſt gut, ja . . .“, wollte ihn einer wegſchieben. Er biß den Mann.

„Gib Ruh; dein Herr will ſein ehrlich Soldatengrab haben. Da kommt ſchon der Pfarrer zum Beten!“ wollte der grimmbärtige Feldwebel ihn ſtreicheln. Sepp biß ihm in die Hand.

„Vieh! Jetzt iſt's aber genug . . .“ Die drei Schritte davon das Grab gruben, kamen mit Spaten auf ihn zu.

Hochauf reckte ſich der Hund. Ihr ſollt mich auf meines Herrn Leib und Leiche totſchlagen. Er wich nicht. Biß und bellte.

Die Offiziere ſtanden im Kreiſe um das Grab und die Leiche, von dem Hunde treu bewacht.

„Na . . .“ Der Oberſt ſchluckte etwas herunter, ehe er weiterſprach. „Lockt ihn da weg und macht ein Ende mit dem Tiere!“

Aber Sepp ließ ſich nicht vertreiben, nicht von ſeinem Platze weglocken, was die Soldaten, die Offiziere auch anſtellen mochten. Bei ſeinem Herrn war ſein Platz im Leben und Sterben; mochten ſie ihn da hineinbefördern . . . Er blinzelte in die Grube.

„Machen Sie es doch dem Hunde leicht, meine Herren!“

bat der Diviſionspfarrer die Offiziere. Einer winkte den Soldaten. Man trat beiſeite. Eine Korporalſchaft ſtellte ſich auf, kniete nieder und nahm das Gewehr in Anſchlag.

Legt an! Der Hund auf der Leiche des Leutnants zuckte nicht.

Feuer!

Ein einziger Knall aus zwölf Läufen. Sepp hatte in Treue geendet, wie er treu geweſen war ſein ganzes Leben.

Während der Pfarrer ſegnend über der von Herbſtblumen überſtreuten Leiche des tapferen Offiziers ſprach, legten die Soldaten dem Toten leiſe und ſanft den treuen Hund zu Füßen.

Nun ruhen ſie beide in einem Grab. Es ſteht auf dem hölzernen Kreuze vermerkt, das ſtill im fernen Lande träumt.

Landsturmmanns Dreikönigstag

„Was sind Sie denn von Beruf?“ fragte der untersuchende Arzt den Brillenträger, der sich in seiner ganzen Adamsschönheit der Kommission zur Landsturm-Musterung präsentierte.

„Kunstgelehrter.“

Die Antwort hatte wohl ein wenig beschämt geklungen, denn der Oberstabsarzt unterdrückte taktvoll ein Lächeln.

„Aber Sie mögen nicht daheim bleiben um des bißchen Herzschwäche willen — —?“

„Auf keinen Fall!“ leuchteten die blauen Augen hinter den scharfen Brillengläsern auf.

„Na gut, Train A!“ schob ihn der Arzt wohlwollend aus der Reihe.

Nun ging das Leben des hochgelehrten Doktors Eisenhardt einen neuen Gang. Er packte seine gelehrten Bücher in die Ecke, und unterrichtete sich theoretisch und praktisch über den Train. Ein rechtes Lehrbuch gab es nicht, bald floh er alle graue Theorie und suchte kameradschaftliche Belehrung.

Da war der Bauer Schmidt, der ihm das Haus mit Milch, Butter und Eiern versah. Schmidt war ja doch auch zum Train A angesetzt — — —

Der Bauer Schmidt war ein Gerissener. Er brachte dem unbeholfenen Kunstgelehrten nachsichtig und geduldig das Aus- und Anspannen bei, zeigte ihm, wie man Peitsche, Mistgabel und Ortscheit handhabt und ließ ihn schließlich Mist und Asche, Steine vom Hofe fahren.

Ging auch manches schief und ungeschickt, war der Doktor doch eine billige Arbeitshilfe bei den teuren Zeiten . . .

Und Doktor Eisenhardt fuhr unverdrossen Mist und Asche, Steine, gewöhnte sich an Erbsen, Speck und hartes Brot, kriegte harte Fäuste von der Arbeit und einen festen Schlaf.

Nur manchmal quälte ihn in seinen Träumen die alte Buchgelehrsamkeit noch, und die alten Bilder der großen Meister, die er so oft beschrieben und beschworen hatte, nahmen Gestalt und Leben an, bedrängten den Abtrünnigen in seinem Bauernschlafe.

In seinem Schreibtischschub lag ein angefangenes hochgelehrtes Werk über die Darstellung der heiligen drei Könige zu allen Zeiten. Doktor Eisenhardt war über Quellenstudien und eine langatmige Einleitung nicht hinausgekommen, als man den ungedienten Landsturm zur Musterung rief und in seines Herzens tiefsten Tiefen eine ungeheure Leidenschaft für den Train erwachte. Die vielverspottete Kolonne Brrr war ihm so lieb und traut geworden, daß er darüber fast vergessen hatte, ob im Jahre 1164 der verdiente Kanzler Rainald von Dassel die echten Gebeine der heiligen drei Könige nach Köln überführt hatte oder nicht. Er fühlte sich Trainsoldat und hatte überhaupt fast alles vergessen, was nach Büchern schmeckte.

Nun rächten sich die heiligen drei Könige, schmählich von ihm vergessen und verraten. Sie traten vor sein Bett, Melchior, Kaspar und Balthasar. Sie hoben drohend ihre Fäuste. Und alle die weihevollen Bilder von der Anbetung der drei Weisen aus dem Morgenlande schwebten an den Wänden herab, kamen aus dicken Büchern

auf den Schläfer zugekrochen, das Kölner Dombild des Meiſters Stephan und das Gemälde des Gentile da Fabriano in der Florenzer Akademie, van der Weydens Karton in der Münchener alten Pinakothek, Botticelli, Dürer, Paolo Veroneſe, Rubens und ſogar Burne Jones.

Der Schläfer ſtöhnte ſchwer und warf ſich in den Kiſſen herum. Die vielen Dreigeſtalten ſchrien laut und ſchwenkten ihre Kleinodien hoch. Beſonders die des Meiſters P. P. Rubens reckten grollend die Fäuſte hoch.

„Man hat keine Ruhe vor euch, nicht in Antwerpen und nicht in Brüſſel, Mecheln — —!“

„Wer hat denn angefangen mit dem Kriege? Wir Deutſchen etwa?“ lehnte ſich der Doktor Eiſenhardt mannhaft auf.

„Ihr hättet im Lande bleiben ſollen — —.“

„Das tät euch ſo paſſen. Iſt außerdem altes deutſches Land, das ihr meint, Brüſſel und Mecheln, Namen und Nanzig . . .“

Dem tapferen Doktor verſchlug die Stimme vor Schreck und Groll. Ja, war denn das nicht mit einem Male der blonde König Albert und der bärtige Georg ſamt Herrn Poincaré, der wie ein verſchmitzter Drahtzieher ausſah. Aus den heiligen drei Königen im Morgenlande waren ihm unverſehens die drei unheiligen unköniglichen Gegner Deutſchlands geworden. Sie ſtanden vor ſeinem Bett und zeterten ihn an.

Und da, das andere Trio des Burne Jones — — —! Leibhaftig der alte Hammeldieb Nikita, der gelbe Mikado mit den Schlitzaugen und der grundgelehrte Kartenkönig von Monako: Messieurs, faites votre jeu!

Der Schläfer ſchob brummend die Fauſt vor und hob

den Fuß, mitten unter ſeine Feinde zu ſpringen. Da ſchwebten neue Schemen, neue Schatten . . .

Der verſteckte Serbenkönig Arm in Arm mit Nikolaus, dem Zaren.

„Der Khedive läßt ſich entſchuldigen; er iſt zu Schiff — — —.!

„Der Khedive iſt ein treuer Mann!“ ſchrie Doktor Eiſenhardt.

Trara! Trara! ging's unter dem Fenſter.

Die alten Bilder alle ſtoben hinweg und die deutſchen Feinde, ans Laufen gewöhnt. Nur der alte löcherige Planwagen, mit dem die drei Weiſen aus dem Morgenland ins Farbenreich nach Flandern und Brabant gekommen waren, ſtand angeſchirrt und einſam in der heroiſchen Landſchaft.

Und Bauer Schmidt guckte unter der Regenplane hervor.

„Doktor! Kamerad! Menſch! Los! Wir ſind dran. Generalfeldmarſchall von Hindenburg hat befohlen!“

Hui, ging die Fahrt von Weſten nach Oſten.

Nun trabte der Schimmel durch Maſuren nach Rußland hinein. Sie hatten eine große Kiſte Zwietracht auf dem Wagen, die laut Befehl mitten in Rußland auszuſchütten war. Sie hielten am ruſſiſchen Mittelpunkt und leerten die Kiſte Zwietracht in einen trüben, ſchlammigen See.

Der Doktor Eiſenhardt beſorgte das ſchmutzige Geſchäft, der Bauer Schmidt hielt Wache.

„Doktor, da kommt ein Reiter geritten.“

„Mag er kommen . . .“

Das tat der Reiter, langſam trollte er auf die beiden

zu. Er trug einen grünen Rock mit goldenen Sternen und eine ruſſiſche Tellermütze auf dem Kopfe. Sein ſpitzer Bart war braun und weich. Gutmütig und traurig blickten ſeine Augen.

„Das iſt doch — — — ei verdittchen, ein Ruſſe!“

Der Reiter nickte.

„Das iſt der Zar!“ ſagte Doktor Eiſenhardt, richtete ſich auf und klappte die entleerte Kiſte auf das Seeufer zurück.

Der Reiter nickte noch einmal.

„Ei! Ei!“ machte Schmidt und ſtand mit offenem Munde. Aber der Doktor rückte nur ein wenig an ſeiner Brille und rief den Zaren im Sattel an.

„Abgeſeſſen, Sie ſind unſer Gefangener, Nikolaus Romanow.“

Das ſtrenge Wort fand Gehorſam.

Als der Zar vor ihm auf dem Boden ſtand, hatte auch Schmidt ſeine Sprache wieder.

„Das kommt davon. Hätten Sie Ihre verfluchten Kriegsmacher zum Deubel gejagt, Majeſtät, dann könnte Ihnen jetzt kein Menſch was anhaben . . .“

„Aber Sie verſtehen wohl gar kein Deutſch — —?“

„Ach, ich bin ein armer Mann!“ tat endlich der Zar den Mund auf und ſprach ein reines gutes Deutſch. „Zu Hauſe hört ja kein Menſch auf mich. Da hab' ich's nicht mehr ausgehalten . . .“

„Ruhe im Glied!“ donnerte Doktor Eiſenhardt den Gefangenen an. Er wunderte ſich ſelber vor ſeiner Courage.

„Wir ſind mitten im feindlichen Lande und müſſen machen, daß wir heimkommen, der Feldmarſchall wartet . .“

„Wer?“ fragte beklommen der Zar.

„Generalfeldmarschall von Hindenburg!“ Schmidt bleckte grinsend die Zähne. Aber der Gefangene blickte so sehnsüchtig und ängstlich in die offene Kiste, daß es keiner Aufforderung weiter bedurfte. Sie klappten schnell den Deckel zu, bohrten ein paar Luftlöcher und hoben ihre kostbare Last auf den Wagen. Banden das Zarenpferd hintenan und ratterten davon.

Unterwegs putzten die beiden Landsturmleute schmunzelnd ihr Knopfloch.

Vom ersten Vorposten an die ganze Etappenstraße bis vor das Hauptquartier gab es nichts wie Krakeel.

„Wo wollt ihr denn hin? Was fällt euch denn ein, ihr elenden Trainkutscher!“

„Halt! Zum Donnerwetter halt!“

Sie machten nicht halt, sie fuhren Galopp bis vor's Hauptquartier.

„Wo ist der Feldmarschall? Der Feldmarschall soll kommen! —“

Die Stabswache faßte sich an den Kopf.

„Sind denn die beiden Kerle wahnsinnig geworden?“

Da schob sich die hohe, breite Gestalt des Herrn von Hindenburg über die Schwelle.

„Was geht hier vor?“ Zornig drohten seine dichten Brauen.

„Exzellenz, halten zu Gnaden!“ klappte Doktor Eisenhardt die Kiste auf. Schmidt bohrte sich den Finger ins Knopfloch und machte ein stolzes Gesicht. — — —

„Himmeldonnerwetter, Doktor! Hören Sie denn nicht? Raus aus dem Neste; wir wollen noch die letzten

Rüben einmieten. Sie ſind eine alte Schlafmütze, Mann!“

Taumelnd erhob ſich der Doktor aus den Kiſſen.

Die heiligen drei Könige, die ſieben Feinde, der Zar in der Kiſte, die Anwartſchaft auf das Eiſerne Kreuz, ach vielleicht auch das Leutnantspatent — — — alles war ein Siebenſchläfertraum geweſen. Schade, ſchade. Es war ein ſchöner Traum geweſen.

Traurig ging der Landſturmmann zum Rübeneinmieten. Warf die ſpitzen Rüben grollend in die dunkle Grube, als begrübe er ein ewig verlorenes Hoffen an dieſem rauhen Wintermorgen.

Franz Hagenbruch, der Held

Von den niederen Dächern troff der Tau ins trübe, grauſtarrende Schlickwaſſer. Sonſt war alles ſtill dieſen Morgen am See. Nur einmal wurde ein Fenſter aufgeſtoßen, und ein junges, ſchlankes Weib mit tiefſchwarzem, gelocktem Haar, das weich und leuchtend war wie fließende Seide, blickte traurig auf das unbewegte Waſſer. Ihr Auge nahm immer mehr etwas Starres an und ſah den alten graubärtigen Fiſcher nicht, der haſtig über den See auf das kleine Haus zuſteuerte und jetzt an der Laufplanke bei den Netzen anlegte.

„Tag, Anna Malte!“ rief er hinüber und ſtieg aus dem Kahne. „Ich hab' einen Brief.“ —

Das junge Weib erſchrak und erbleichte. Der Alte trottete über die Bohlen und klinkte die Tür an der Waſſerſeite auf.

„Er iſt alſo doch gefangen, Anna Malte. Hat über Dänemark geſchrieben . . .“

Sie ſtreckte verlangend, ungeſtüm die Hand aus. Und dann ſahen ihre brennenden Augen den Brief, den Abſchiedsbrief. Sie entfaltete die kniſternden dünnen Blätter mit einer verzweifelten Haſt, ſich ſelber in dieſem Briefe den Tod zu finden. Und las erbebend:

Anna Malte!

Nun kann ich Deine Augen nicht mehr ſehen, die mir in alle meine Tage leuchteten. Ich bin ein elender Gefangener und muß ſterben.

Laß mich dieſe Nacht noch bei Dir ſein und Dir alles ſagen, was ich erlebte. Morgen früh iſt es aus mit mir. Und über acht Tage iſt Weihnachten daheim . . .

Wir haben ſo lange mit unſern Booten gelegen und zuſchauen müſſen, wie andere Kameraden was Großes leiſteten und untergingen. Da hat man oft mit den Zähnen geknirſcht, weil die Reihe noch nicht an einem war. Und ich über mich am meiſten, weil ich ſo ein Narr geweſen bin, der in der Heimat ſchon immer gezaudert hat. Wie lange hätten wir beide ſchon glücklich ſein können miteinander, Anna Malte, wenn ich ein Mann und kein feiger Narr geweſen wäre! Nun iſt das auch vorbei.

Aber wir ſind doch noch an den Feind gekommen! Hei und wie! Das erſtemal haben wir ihm einen Panzer gerammt, der nicht von ſchlechten Eltern war. Er ſackte Waſſer, als wäre er von Papier. Dabei wäre es uns beinahe ſchlecht gegangen, denn wie wir wieder hochkamen, ſtand ganz plötzlich neben uns auf dem Waſſer ſo ein engliſches Waſſerflugzeug. Das hatte wohl ſchon auf uns gewartet, was eine neue Liſt und Abwehr der Engländer iſt. Nicht von Pappe! Alſo wir kommen gerade hoch. Ich bin der erſte auf dem Turm, will eben die Lungen voll Luft holen nach dem Geſtank da unten, was einem ſchließlich den Atem nimmt. Ich das Ding ſehen und keinen ſchlechten Schreck kriegen! Neben mir taucht der Kapitänleutnant hoch und hat auf einen Ruck den Revolver heraus. „Nich!“ ſchreie ich, „es ſind ja zweie; jeder hat Bomben!“ Er nickt und ſieht mich groß an. Ich wußte Beſcheid. Da hab' ich ihm den Revolver aus der Hand geriſſen und bin mit einem Satze rüber auf den Flügel von dem Flugzeug. Dem einen durch den Schädel ge-

ſchoſſen, dem andern an den Hals geklettert, war eins. Aber da brach der Flügel unter mir weg, und das Ding ſackte Waſſer. Wir gingen alle beide, Freund und Feind, hübſch unter mit dem ganzen Bombenvorrat. Wie ich wieder hochkomme, ſchreit unſer Kapitän: „Nicht ſchießen!“ Sonſt hätten unſere Kerls mich mit weggeknallt. Ich glaube, ich hätte den Hund von Flieger doch noch erwiſcht, wenn wir nicht ſofort zurückgemußt hätten, weil neue Kreuzer kamen, viele. Alſo ich wieder rein in unſern Kahn und unter gingen wir wie vorher, denn Du mußt Dir ſo ein Unterſeeboot wie einen Maulwurf oder beſſer wie einen Biber denken. Nachher haben wir noch einen Zerſtörer erwiſcht und da durfte ich den Schuß abgeben! Mittenmang. Weg waren ſie. Hurra! Zu Hauſe gab es eine große Fete. Die Woche drauf kriegten wir alle Eiſerne Kreuze, der Kapitän und ich gleich die erſte Klaſſe und die zweite.

Später ſind wir dann wieder raus. Aber diesmal hat's uns ſelber erwiſcht. Mitten im Angriff bockt die Maſchine. Wir mußten hoch und ſchoſſen uns wie wahnſinnig mit drei Zerſtörern rum. Zuletzt kommandierte unſer Kapitänleutnant: Von Bord! Sprengen! Da flog unſer ſchöner Kaſten hin! Ade! Wir ſchwammen zu nahe bei den Feinden rum, ohne Waffen. Sie fiſchten uns auf. Das gab ein Staunen auf dem dreckigen Zerſtörer. U 00 bläkten ſie uns an und ſteckten die Zungen raus. Um mich gingen ſie immer im Bogen rum, weil ich das Eiſerne Erſter noch auf der linken Bruſt ſtecken hatte.

„Hagenbruch! Die riechen, daß Sie den Waſſerflieger kaputt gemacht haben“, ſagte der Kapitänleutnant über die Schulter weg zu mir.

Da ſtreckt auch ſchon ſo ein Hund die Tatze nach dem Kreuze aus, reißt mir gleich ein Stück Bluſe mit weg. Anna Malte, Du liebſt mich und kennſt mich, daß ich ein friedlicher Menſch bin. Aber den verfluchten Räuber habe ich mit einem einzigen Hieb vor ſeinen Schädel kaltgemacht und ſeinen Nebenmann mit zuſammengehauen. Nun haben ſie mich eingeſperrt und morgen ſoll ich weg ſein. Es hat unſerm lieben Herrn Kommandanten nichts geholfen, daß er ſo ſehr für mich bat. Tränen hat er geweint um mich.

Aber ich will von dieſen verfluchten Lumpenhunden auch keine Gnade, nichts! Und ein letztes Glück habe ich doch noch gehabt. Sie ſind nicht alle ſo ſchlecht. Denke Dir, die Wache vor meinem Gefängnis hatte ein Matroſe, mit dem ich mal Kaiſers Geburtstag Blutsbrüderſchaft gemacht habe. Er iſt mein Freund geblieben, hat mir Feder und Papier gegeben, will auch alles durch ſeine Eltern, die in Dänemark wohnen, an Dich ſchicken. Meine Mütze und die Börſe, das Eiſerne Kreuz ... Heb es auf, Anna Malte! — — Jetzt muß ich doch ſo furchtbar weinen, wenn ich an Dich denke ...

Das Eiſerne Kreuz, das er Dir mitſchicken will, habe ich bei der Verhandlung im Munde gehabt und kein Wort geſprochen. Das m u ß t e ſt Du haben, denn für Dich, für unſere Hochzeit habe ich es ja geholt, Anna Malte —

Nun lebe wohl, die letzte Nacht iſt bald herum. Mein Freund, der wirklich einer im Leben und Sterben iſt, hat auch Tränen im Auge, er ſagt, er hätte mir ſo gerne das Leben gerettet, aber es geht ja nicht, weil es rein unmöglich iſt. Aber ein ehrliches Seemannsgrab in den Wellen will er mir bereiten.

Wenn die Wellen unſeres Sees an Deinem Hauſe ſingen, denke an mich! Und nimm Dir einen Kriegskrüppel zum Manne, pflege ihn heil. Das iſt die größte Liebe, die Du beweiſen und das ſchönſte Andenken, das Du mir antun kannſt. Denn es werden ja ſo viele Krüppel nach dem Kriege herumlaufen. Das braucht ſo viel wahre Liebe, wie Du ſie haſt, Anna Malte! Ach, wir haben ja eigentlich bloß geſpielt mit der Liebe, wir Leichtſinnigen, Sorgloſen, wie die Kinder. Jetzt kommt erſt der richtige Geiſt in die Menſchen.

Wenn man ſo liegt und auf den Tod wartet, kommen einem lauter gute und ſchöne Gedanken. Und dann iſt der eigene Schmerz um alles, was einer verliert, wie weggewiſcht.

Anna Malte, Anna Malte, nun nehme ich unſere Liebe mit in mein naſſes Grab. Ich habe Dich ſo ſehr geliebt. Vergiß es nicht!

Vor Gottes Throne werden wir uns wiederſehn. Zum letzten Male will ich für Dich beten. Lebe wohl, Du meine Braut!

Dein Franz Hagenbruch von U 00.

Wie Heinz Wittkopf Botſchaft brachte

„Abſitzen!“ rief der Prinz und ſchwenkte den Säbel. Mit einem Sprung waren die zwölf Dragoner aus den Sätteln. Aber noch ſchneller ein Huſar, der am linken Flügel ritt.

„Wer iſt denn das —?“

„Ein Verſprengter, Herr Leutnant!“ meldete der Vizewachtmeiſter dem Prinzen. „Scheint ein ganz netter Kerl zu ſein, hat aber einen Schopf wie Feuer ſo rot . . .“

„Rote Haare und Ellernholz wachſen auf keinem guten Grund . . .“ Der Prinz lächelte. Bog ſich zurück und verwies die ſchwatzenden Dragoner.

„Ruhe, Kerls! Wir ſind hart am Feind. Wollt ihr euch den Mittag verſalzen —?“

Der Huſar war herangekommen und meldete ſich ſtramm.

„Dich kenn ich doch, mein Jung' —?“ Und der junge Prinz zog ihn an den Schnüren näher. „Biſt du nicht mal vierter Klaſſe von Steinberg nach Hohenhauſen gefahren und haſt einem ehrlichen Chriſtenmenſchen mit dreißig Pfennigen ausgeholfen? Na, nicht wahr —? Haſt es denn wenigſtens wiedergekriegt, Schwarzſchädel —? Oder wie hieß es doch gleich, na? Es war jedenfalls eine andere Farbe als die da auf deinem dicken Koppe . . .“

„Heinz Wittkopf, halten Durchlaucht Herr Leutnant zu Gnaden. Und die dreißig Pfennige habe ich von

Ihrer Durchlaucht der Frau Tante Äbtiſſin höchſtſelber mit tauſend Prozent wiedergekriegt. Wenn Durchlaucht mal wieder was brauchen ſollten — —?"

Da grinſten die Dragoner den Prinzen an. Er wandte ſich ihnen erklärend zu. „Die Sache war nämlich ſo: Meine Mama war nach dem Stifte gefahren und wollte die Tante Äbtiſſin beſuchen. Da gibt es immer ſo feine Birnen . . . und die Mädels, die Mädels, ihr Kerle! — — Alſo ich hatte gerade den Nachmittag ſchulfrei und los, heidi. Wie ich auf den Bahnhof komme, merke ich, daß mein Geld nicht reicht, nicht mal für die dritte Klaſſe. Rin in die vierte Güte; Mama ſieht's ja nicht. Nu hatte ich noch bare fünf Pfennige, aber von Hohenhauſen nach dem Stift koſtet der Omnibus dreißig Pfennige; das wußte ich genau. Was tun! — Na, da dachte ich an das ſchöne Lied von dem bärtigen Grafen Eberhard, der ſeinen Kopf in jedes Untertanen Schoß legen kann, und bat mir von dieſem netten jungen Manne, mit dem ich mich die ganze Fahrt ſo fein unterhalten hatte, das Geld für den Omnibus aus. Trinkgeld mußte ich ja doch auch anſtändigerweiſe geben. Blank kam ich bei der Tante an. — Na, is ja alles gut gegangen, nicht, Heinz Wittkopf? —"

Vom vorgeſchobenen Poſten kam ein Dragoner gerannt.

„Chaſſeurs, Herr Leutnant — —, eine ganze Menge!" Schreck und Freude, viel mehr Freude als Erſchrecken lag auf ſeinem Geſicht. Es ging endlich an den Feind.

„Alſo los, Kinder! Aufgeſeſſen!" rief der Prinz. Ehern blickte ſein junges Geſicht.

„Achtung!" klang halblaut ſeine Stimme. „Ihr wißt

jeder einzelne, was unſere Aufgabe iſt. Wenn einer verwundet wird, vom Pferde kommt . . . wir können uns bei keinem aufhalten, verſtanden! Immer weiter, weiter bis an das Ziel! Die andern ſollen ſich die Stelle ſchnell ein bißchen merken . . . Aber keinen Aufenthalt, wenn einer fallen ſollte! Und fangen ſie uns einen weg . . . ihr Kerle, das brauche ich euch nicht erſt zu ſagen: Maul gehalten bis zur letzten Lebensminute! Das bißchen Piſacken geht vorüber. Ihr ſeid ja alle deutſche Soldaten. Wir wiſſen unſere Aufgabe. Los!"

Dreizehn Reiter wippten in den Wald. Leiſe krachte das Lederzeug.

„Heinz Wittkopf!" rief halblaut der Prinz den Huſaren zu ſich an die Spitze. „Meinen Burſchen haben ſie geſtern lahm geſchoſſen, ich habe noch keinen Erſatz . . . Willſt du ſo lange mein Burſche ſein? — — — Vielleicht könnte ich dich überhaupt behalten, ſo lange es dauert. Verſprech dir, daß du's nicht ſchlecht haben ſollſt, Landsmann!"

Der Rotkopf neben ihm tat einen tiefen ſeligen Seufzer.

„Durchlaucht! —"

„Na, gut alſo. Und wenn mir mal was paſſieren ſollte . . . man kann ja nicht wiſſen, nicht? — — — ich habe in meiner Brieftaſche alles aufgeſchrieben, auch ein paar Zettel und Karten mit Adreſſen . . . Das beſorgſt du mir und gehſt ſelber zu meiner Mama und der Tante Äbtiſſin. Biſt du der erſte, tu ich's bei dir . . . Hand drauf!"

Sie drückten ſich die Hände, der junge Dragonerleutnant aus fürſtlichem Blut und der verſprengte rothaarige

Huſar. Der Ritt im Wald war ſchnell und ſchön. Dreizehn Augenpaare leuchteten: Wo iſt der Feind? —

Sie ritten in die dicken Föhren ein: jenſeits lag die Stellung, die zu erkunden war. Hell und warm ſtand die Sonne über dem dunklen Walde. Der Prinz an der Spitze ſeiner Patrouille blickte zu ihr hinauf. Ein froher Widerſchein des Sonnenleuchtens ſtand in ſeinen Jünglingsaugen.

Soldatenleben, Reiterleben! Welt, wie ſchön biſt du!

Es fiel ein Schuß aus dem dicken Geſtrüpp am Wege. Ein einziger Schuß.

Starr blickten die Augen der Reiter im Walde. Feſt lag die Hand am Karabiner. Der Huſar neben dem Prinzen, erſchreckt von dem Knall, drängte vor.

Er ſah ſeinen Herrn, den Prinzen, im Sattel ſchwanken, vornüberſinken. Er ſtreckte die Hand nach ihm aus. Schlaff fiel der Leutnant gegen ihn.

„Achtung!“ flüſterte drohend der Vizewachtmeiſter. „Kommando bei mir! Weiter!“

Die Pferde bogen ſteigend nach der Seite aus. Die Dragoner brauſten weiter in den dunklen Wald, den Karabiner in der Fauſt, das Auge ſtarr und jede Sehne geſpannt.

Heinz Wittkopf glitt von ſeinem Braunen und zog den Prinzen aus dem Sattel.

„Durchlaucht! Prinz! Hans Chriſtoff!“

Da half kein Schmeicheln und kein Bitten mehr.

Er riß ihm den Rock auf. Leiſe, ganz langſam ſchlug noch das Herz. Noch einmal öffnete der Prinz die Augen. Es war ein ſtilles Leuchten darin.

Heinz Wittkopf zog ihm die Brieftasche aus dem Rock. Und drückte ihm die Augen zu.

„Schon aus mit dir! Hab' sollen nicht lange dein Bursche sein!"

Er küßte ihm die Hand, die weiche Kinderhand. Und dachte, daß es um solche Jugend schade sei . . . Das sinkt in sein Grab und ist doch erst auf der Schwelle des Lebens.

Heinz Wittkopf richtete sich ein, bei dem Toten die Wache zu halten. Da scholl Gewehrgeknatter über dem Walde. Dumpf ratterte ein Maschinengewehr. Schreie waren in der Luft. Irgendwo wurde gestürmt.

Wenn sie nun hier beide ins Feuer kamen, in Gefangenschaft — —?

Weiter, weiter, auch wenn wer fällt! So war der Befehl gewesen.

Und nun stieß vollends der Braune seinen Reiter mit der warmen Schnauze an. Noch einen Blick, noch einen Seufzer. Hui, saß der Husar im Sattel und preschte hinter den Kameraden drein. Das Prinzenpferd am Halfter neben sich. Im Umweg ging es zurück, nach schweren Stunden.

Um den Hals seines Braunen geklammert, halbtot vom Blutverlust, kam der Husar mit drei Dragonern wieder an den Halteplatz. Er hatte sieben Wunden. Aber er lebte. Und drängte heim, der Fürstin-Mutter und der Domina Äbtissin-Tante Botschaft zu bringen und die Brieftasche seines Prinzen.

So lautete der letzte Befehl, die letzte Bitte. Gegangen werden mußte der Weg, und wär's an Krücken.

Heinz Wittkopf hat nur halb sein Wort halten können.

Fürſtin-Mutter und Äbtiſſin-Tante mußten ſelber ſich an ſein Leidensbett bemühen. Sie ſaßen in dem ſchönen, lieben Lazarett bei ihm, zur Rechten und zur Linken von ſeinem Bette. Sie weinten beide, die hohen Frauen, und baten immer, er ſolle ſich mit dem Sprechen ſchonen. Dabei ſah er doch in ihren Augen das eine: erzähle, erzähle!

Seine ſchmalen Finger hielten das Eiſerne Kreuz und ſpielten damit.

„Wir quälen Sie . . . Was macht Ihnen denn Freude, lieber Heinz? — Was können wir denn für Sie tun — —? Haben Sie denn einen Wunſch . . . eine Freude, die auf Sie wartet — — —?“

Er ſchlug die Augen voll auf. Da ſahen ſie beide in einen Himmel der Seligkeit hinein. Und ſein ſterbender Mund ſprach es aus, das Sehnen:

„Meinen Prinzen werde ich finden, meinen lieben Herrn.“

Das Grab des Sängers

Mitte Oktober war er zu den .... ern in den Schützengraben gekommen, aber schon nach vier Wochen konnte man es seiner lehmverschmierten, geflickten Uniform nicht mehr ansehen, daß er einmal ein stolzer Ulan gewesen war. Und er schoß wie ein wahrer Infanterist, der Unteroffizier Bens. Bald hatte er seine eigene Korporalschaft und verstand sich mit den Leuten, altgedienten Landwehrleuten, wie er selber einer war, ganz ausgezeichnet, hielt auch mit den Nachbargräben gute Freundschaft, die bald in eine begeisterte Anhänglichkeit an ihn ausartete, über die der strenge Feldwebel den Kopf schütteln zu müssen glaubte. Aber er wußte ja den Grund nicht, der gute Feldwebel, der so oft von der Front weg mußte, dies und das von der Etappe zu besorgen. Sonst wäre er selber der beste Freund des Ulanen Bens geworden.

Um Weihnacht kam es heraus, was sie allesamt für einen Geheimbund hatten. Das Regiment war in Reserveſtellung geführt und schlief sich aus. Da, mitten in der hellen, stillen Nacht — sie hoben alle die Köpfe hoch und lauschten — klang ein Lied, ein Lied durchs Dorf und übers weite blache Feld.

„Feldwebel, sehen Sie doch mal zu, aber ganz leise, was das für Leute sind, die da so schön singen. Das ist ja sündhaft schön! Sssst!“ befahl der Hauptmann und öffnete selber leise das Scheunentor. Nun klang es über den mondbeschienenen Hof:

„. . . wovon die Alten sungen.
Von Jesse kam die Art."

Herrlich klangen die Männerstimmen zusammen. Getragen schwebte das altehrwürdige lutherische Weihnachtslied unter dem welschen Himmel dahin. Und hier und dort tat sich leise ein Fenster auf, knarrte eine Tür.

„Es ist bei der Neunten, Herr Hauptmann", kam der Feldwebel wieder zurück und schielte müde nach dem Strohlager.

„Wer kann denn da so schön singen? Das sind doch mindestens zwei, drei Korporalschaften. Ein ganzer und famoser Männerchor. Sie forschen mal nach, Gliemcke, wer den Chor zusammengebracht hat und ihn dirigiert. Haben denn die einen Schulmeister oder so was unter sich? —"

Der Feldwebel schlief schon, und der Hauptmann nahm es ihm nicht übel, denn der letzte Tag war hart und heiß gewesen.

Andern Mittags ward ihm Gewißheit.

„Der Unteroffizier Bens ist der Anführer und Dirigent von dem Sängerchor, Herr Hauptmann."

„Bens? Kenn' ich ja gar nich. Ach so, das ist der Ulan von den Siebenern, der damals . . . Ja, sagen Sie mal, was ist denn der Mann nun? Lehrer? —"

„Bankbeamter, Herr Hauptmann!"

„Und kann so was auch — — —? Donnerwetter. So poetisch hätte ich mir das ganze Geldgeschäft nich gedacht. Na, bestellen Sie dem Mann, daß es uns sehr gefreut hat heute nacht."

Diesen Abend stand der Sängerchor mitten auf dem

weiten Hofe, und an allen Türen warteten die Soldaten und Offiziere auf den Anfang der Gesänge.

„Bitte, meine Herren, etwas Geduld! Der Herr Generalmajor will's auch hören und hat sich ausgebeten, daß wir warten, bis er kommt.

Unteroffizier Bens, kommen Sie mal her, und sagen Sie mir mal, wie Sie das gemacht haben, so einen famosen Chor zusammenzukriegen."

Der ehemalige Ulan stand stramm vor seinem Vorgesetzten.

„Na, rühren, bitte sehr!"

„Herr Hauptmann, das war ziemlich einfach, wenigstens meistens. Ich hörte es den Kameraden an der Stimme an, ob sie wohl singen könnten, und welche Stimme. Habe sie auch ein bißchen ausgefragt. Ein paar waren in einem Gesangverein gewesen, nachher sprach es sich herum. Proben konnten wir immer nur in kleinen Gruppen, weil die meisten jedesmal abgelöst waren . . ."

„Aha, darum hat es auch keiner von den Herren Offizieren gemerkt."

„Nein, Herr Hauptmann, wir wollten uns erlauben, zu Weihnacht eine kleine Überraschung draus zu machen für das Regiment. Aber gestern abend, als wir das erstemal zusammen waren, da ist wohl doch ein bißchen mehr forte gesungen. Man war ja so furchtbar froh, die Stimmen endlich alle zusammen zu haben. Wer sänge denn nicht gerne, Herr Hauptmann — —!"

„Da habt Ihr recht, Kamerad, das Lachen und Singen ist die Sonne im Leben. Welche Stimme singen denn Sie, Unteroffizier? —"

„Bariton, Herr Hauptmann."

„Und können auch einen Chor leiten?“

„Ich war ja erſt am Theater Korrepetitor, ehe ich zur Bank ging.“

„Alle Wetter, da ſind Sie ja gradweg Fachmann. Singen auch Solo? —“

„Ein bißchen, Herr Hauptmann.“

„Na, das werden wir doch auch mal hören, was?“

„Befehl, Herr Hauptmann.“

„Hier haben Sie erſt mal Vorſchuß, Herr Muſikdirektor!“ hielt ihm der Hauptmann ſeine offene Zigarrentaſche hin und zog zwei, drei große braune Zigarren heraus. Der Generalmajor betrat den Hof. Kurz entſchloſſen hob Bens an Stelle eines Taktſtockes die eine der Rieſenzigarren und ſang den Grundton leiſe in den Kreis der Seinen.

Lieder, frohe Heimatlieder, Weihnachtslieder klangen. Einmal wiſchte ſich der Brigadegeneral — zwei Söhne waren ihm unlängſt auf einen Tag gefallen — verſtohlen die hagere Wange. Manche Bruſt atmete ſchwer, und manches Auge blickte weich und feucht. Schließlich winkte der Generalmajor Schluß. Brauſend klang das Lied der Deutſchen. Alle, alle ſangen mit.

„Das war ſehr ſchön! Ich danke Ihnen, Unteroffizier und allen. Kameraden, wie reich ſind wir mit dieſen Sängern! Vergeßt das Singen nicht. Iſt nicht ein Neues Teſtament und ein Liederbuch euer eiſernes Marſchgepäck? Ja! Das Lied iſt ein herrliches Gottesgeſchenk. Es iſt wie ein Gebet und hat die Kraft des wahren Gottesſegens in ſich ſelber. Gott befohlen, Kameraden!“

Nun drängten ſich viele um den Ulanen im vertragenen Rock und drückten ihm die Hand, ſchüttelten ſeinen Sängern

die Hände, Soldaten und Offiziere, Väter, denen der Kriegsbart grau ſchon um die Backen ſproßte.

Und ſie freuten ſich alle auf Weihnacht, das ihnen nun beredt ſein würde und liedervoll.

Aber als die heilige Nacht anbrach, war die Sängerſchar längſt nicht mehr vollzählig beiſammen. Ihrer drei deckte ſeit dem letzten Überfall der Engländer die ſchneeharte Grabeserde, eine Anzahl war ſo ſchwerverwundet, daß ſie wohl lange, lange nicht ans Singen denken würden, auch in der Heimat nicht, und die andern waren neuen Truppen zugeteilt. Ohne Lieder war die Weihnacht in bitterkalter Nacht auf Poſten.

„Ich weiß ganz gewiß, ſie tun uns heute nichts", zeigte einer auf die engliſchen Gräben, die fahl und grau herüberglänzten.

Da nickte der Unteroffizier Bens vor ſich hin und ſummte leiſe ein Lied zwiſchen den Lippen.

„Kamerad, du ſingſt gut, nur lauter!" ſagte einer von den neuen Unteroffizieren der Kompagnie, der neben ihm lag.

„Du ſingſt auch?"

„Ach, wie gern! Bei uns iſt das Singen wie ein Geheimbund gegen die andern, die Gelben, Schwarzen und Schlechten. Manchmal ſind drüben die ſogenannten weißen Brüder die ſchlimmſten von allen."

„Wo biſt du denn da her? —"

„Aus Brooklyn."

„Schwer herübergekommen, ja?"

„Na, es ging an. War meine dritte und vielleicht letzte Reiſe nach Deutſchland. Das erſtemal, da war ich noch ein Säugling. Mein Vater ſuchte wieder Arbeit in

der Heimat und fand keine. Das iſt ſchon lange her. Das zweitemal war es eine Sangesreiſe herüber. Die werde ich mein ganzes Leben nicht vergeſſen, Kamerad. Hab' mir da ein Lied mitgebracht, das mich warm hält alle Zeiten. Wir ſangen's unterwegs oft, und faſt alle deutſchen Sangesbrüder ſangen es. Es iſt uns ſogar gewidmet. Das kennſt du doch auch?"

Der Amerikaner, die Augen hart und ſpähend auf den Grabenrand gerichtet, ſummte leiſe eine innige Melodie, das herrliche „Wie's daheim war" im Texte von Peter Cornelius.

„Kenn' ich nicht. Sing doch mal weiter!"

Und der andere ſang das Lied weiter und ſang es lauter. Zuerſt rief eine befehlende Stimme aus der Nähe: „Ruhig da im Graben!" Aber dann murmelten auch ſchon ein paar nebenan: „Sing weiter, ſing weiter, Kamerad! Unteroffizier, weiterſingen!"

Und der Deutſchamerikaner ſang zur Weihnachtszeit das Lied im deutſchen Schützengraben:

Wie's daheim war . . .

„Das muß ich auch lernen!" Bens merkte auf, die Hand am Gewehr, den Blick in die Weite gerichtet.

Aber auch drüben bei den Feinden ſummte es und wurde laut. Sie fuchtelten mit Lichtern umher, riefen und ſangen. Kletterten auf den Grabenrand.

Still verharrte der deutſche Graben und klang von verhaltenen Geſängen der wachſamen Krieger. Keiner ließ die Hand vom Gewehr.

Und die lange heilige Nacht war Gottesfrieden zwiſchen den liederfüllten Schützengräben.

Nun ſang auch Bens das ſchöne Heimatlied und ſang

es fortab allein, denn der Deutſchamerikaner wurde am dritten Weihnachtstage ſo ſchwer von Granatſplittern getroffen, daß der Feldarzt achſelzuckend eingeſtand: „Wird kaum wieder ſingen und leben wollen.“ —

Sie lagen den langen Winter hindurch und lagen noch in den Frühling hinein, immer in dem gleichen Graben. Warteten auf den Feind. Manchmal verging ihnen ſogar zum Singen und Erzählen, zum Lachen die Luſt vor lauter ſchmerzhaftem, lähmendem Warten.

Sie ſahen es mit erwachendem Staunen, wie ſich von Tag zu Tage die grauen Weiden vor ihrem Graben, zerſchoſſen und zerfetzt, mit zarten, faſt unſichtbaren grünen Schleiern umhüllten, Knoſpen trieben. Manchmal ſang ihnen hoch zu Häupten eine frühe Lerche, ein Frühlingsvogel im Gebüſch. Dann lauſchten ſie mit verhaltenem Atem, und manchem ſtiegen die Tränen herauf aus tiefſter Bruſt. —

Das Blut in ihren Adern fühlten ſie verjüngt und ſchneller fließen. Drängten an den Feind. Und ſchlugen ihn. Es waren tauſend Meter ins Land hinein, die ſie mit blitzenden Bajonetten, mit brauſendem Mute erſtritten. Hurra! Hurra! —

Nun lagen ſie an einem Berghang, flach und grünbewachſen, als hätte er niemals den Krieg geſehen. Knorplige, gegabelte Weiden grünten rings um ſie. Es war wie mitten im Frühling.

Da beſann ſich der Unteroffizier Bens ſeines Amts, und die Korporalſchaften ihm zur Rechten und Linken, ſeine eigene, lernten wieder ſingen. Das Gewehr in die Zweiggabeln einer tiefſchattenden jungen Saalweide gelegt, lehrte er ſeine treue Schar, ſang er allein in lauer

Frühlingsnacht die Lieder der Heimat und des deutſchen Frühlings. Rings um ihn war Frühling, und in allen Herzen war er. Die alte Weide deckte ihre langen dünnen Zweige mit den zarten grünen Blättern, die im Sonnenlicht wie Gold, in der Mondnacht wie Silber glühten und gleißten, ſchützend und ſegnend über den Sänger.

Und der Unteroffizier Bens ſang:

Wie's daheim war . . .

Dem alten Feldwebel Gliemcke liefen die dicken Tränen über die Backen.

„Heute wäre meine ſilberne Hochzeit, wenn ich zu Hauſe wäre", ſagte er wie zur Entſchuldigung, daß er weinte. Und der Hauptmann drückte ihm die Hand.

„Schreiben Sie Ihrer guten Frau, ich ließe ſie grüßen, Gliemcke!"

„Gehorſamſten Dank, Herr Hauptmann!"

„Na, Kinder, wartet nur noch ein Weilchen; die längſte Zeit ſind wir hier geweſen. Es wird bald Schluß werden." —

In einer Nacht, als die Engländer wieder wie die Wilden das Gelände hinter den Fronten mit Granaten abſtreuten, fiel Unteroffizier Bens auf treuer Wacht unter dem alten Weidenbaume. Es ging ihm mitten in die Bruſt, und lautlos ſank er hin.

Sie haben ihn auf der Stelle begraben. Beim Mondenſchein unter dem Baume. Der Hauptmann ſtand zu Füßen der offenen Gruft, nahm den Helm ab und rief es in die Nacht des Frühlings, warm und weich, von ziſchenden Schrapnells durchzuckt: „Keiner ſang das Lied ſo ſchön wie mein Kamerade! Du haſt uns tauſendmal ſo treu ins Herz geſungen. Nun wollen wir dich zur

ewigen Ruhe betten. Schlafe wohl! Wir werden deiner nie vergeſſen!“

Blühende Frühlingsblumen warf er ihm hinab in die Gruft und wandte ſich ab. Die Kameraden ſangen dem Sänger, dem toten Ulanenunteroffizier, einen alten deutſchen Sängerabſchiedsgruß.

Nun ſchläft er allein im weiten fremden, fernen Feld unter der hangenden grünen Weide. Die Deutſchen ſind ſiegend und ſingend weitergezogen und haben ihn in ſeinem Grabe allein gelaſſen. Auf dem niederen Hügel, wie von Palmenwedeln umſchmiegt von den weichen Weidenzweigen, ragt ein ſchlichtes Holzkreuz. Darauf ſteht von ſeines Hauptmanns Hand zu leſen:

Hier ſchläft ein treuer deutſcher Sänger!

Und im Baume zu Häupten ſingen die Vögel wie im Frieden.

Manchmal kommen Verwundete vorübergehinkt und ruhen bei dem ſchattenden Grabe aus. Sie leſen die Inſchrift, ſie hören die Vögel ſingen und horchen auf ihr eigen Herz.

In der grünen, wiegenden Weide ſingt und ſummt das liebe Lied:

Wie's daheim war,
Wo die Wiege ſtand,
Wo der Mutter Arm
Dich weich umwand.

Frag dein eigen Herz,
Frag's im fremden Land,
Ob's nicht tiefer Luſt
Und Schmerz empfand.

Das Fest der Maien

Wie ein Symbol des starkgemuten Deutschen auf der Wacht im Osten ist das: Wo die grauen Erlen am Wege ziehen, wo meilenweit kein Wald und kein Hügel, oder wo die schwarzen Wälder sich endlos schweigend dehnen, da winken von den Höfen, den deutschen Siedlerhöfen, die weitverstreut im ganzen Lande liegen, helle, schlanke Birken hoch im Winde wie mit frohen grünen Schleiern, stehen als treue Wächter bei jedem Gehöft, kerzengerade fröhliche Leuchter.

Konrad Barth sah die weißen Birken fern vom Hofe des Andreas Kalinski winken und wußte seine Lena unter den grünen lichten Kronen gehen, das blonde liebe Polenmädchen mit dem deutschen Herzen, Lena Kalinska.

Letzte Pfingsten — die Alten saßen drinnen in der Stube beim preußischen Maitrank und qualmten ihren Knaster — hatte Konrad Barth die Lena gerad' unter den leise wispernden Birken gestellt, bittend bei der Hand gehalten.

„Du! Diesen Sommer muß ich wieder hinein nach Berlin; die Elisabether lassen keinen Reservisten aus. Lena, willst an mich denken die Wochen, wann ich fern bin? — Aufs Erntefest machen wir's dann bekannt und freien übers Jahr . . ."

Da hatte sie leise seine feste Hand gedrückt. „Du! Ob du das nicht bloß red'st und bei den Mädchen in Berlin kaum einmal an uns hier heraußen denkst? Ach, ich wäre wohl auch einmal gern in Berlin! —"

„Mädchen, wie du red'ſt! Das iſt keine Stadt, wo unſereins froh werden kann, du oder ich und wir beide zuſammen . . . Hier, hier iſt doch unſere Heimat, Lena! Wir wollen doch hier zuſammen . . ." er hatte ſie an ſich gezogen und geküßt. Geradwegs aus der Eliſabetherkaſerne zog Konrad Barth zum Auguſt in den Krieg, und Lena daheim weinte um ihn und bangte um ihr eigenes Leben; denn es war nun ein Marſchieren, Reiten und Räderrollen Tag und Nacht in dem ſtillen polniſchen Winkel, daß ſie wähnte, mitten in dem furchtbaren Kriege zu ſein. Nach Wochen kam die erſte Karte von Konrad Barth, aus Belgien: Liebe Lena, ich bin bei einem andern, neuen Regimente jetzt und habe bloß ſo viel Zeit, Dir meine Adreſſe zu ſchreiben. Liebe Lena, Gott behüte Dich mir! —

Mit dem Herbſte kamen harte Tage über das Land im fernſten deutſchen Winkel. Heere zogen her und hin, Freund und Feind. Da ging gar vieles in Flammen auf, was Menſchenalter mit unſäglicher Liebe gebaut hatten. Und die grünen Birken nickten landaus und landein über vielen friſchen Gräbern, ſtanden wie rieſenhafte weiße Totenkerzen zu Häupten und flüſterten ſich das Grauſen des Krieges zu.

Zwei Tage vor Weihnacht war's, da kam Konrad Barth wieder in ſeine Heimat. Das Regiment zog nach meilenweitem Marſche in das menſchenleere Dorf. Ausgebrannte Dachſparren bleckten gegen den trüben Himmel. Der Kirchturm lag in Aſche, und alle Tore gähnten die Soldaten an wie das erſtorbene Grauen. Fern der Hof Kalinskis, zehn Minuten vor dem Dorfe, war ſtill wie das Grab. In den leeren Stuben und Ställen dröhnte

Konrads Schritt. Er ſchlich hinaus und bezwang die Tränen. „Lena Kalinska, wo biſt du geblieben? —“

Traurig ſaß er bei den Kameraden, gedankenverſunken.

Das Feuer erloſch, und der Feldwebel befahl: „Wir müſſen Holz haben. Schlagt die Birken weg; das reicht über Feſt!“

Da ſtand der Unteroffizier Barth mit einem drohenden Bitten vor ihm:

„Nicht die Birken, Herr Feldwebel, die Birken nicht!“

„Warum denn nicht — — —?“

„Weil . . . weil das meine Heimat iſt . . . weil . .“

„Na, das konnten Sie doch gleich ſagen, Barth.“ Der Feldwebel blickte ſich ernſt auf dem kahlen Hofe um.

Abends, als die Weihnachtsliebesgaben aus der Heimat verteilt wurden und bei allen eine ſeltene, übermütige Freude ausbrach, ſchlich ſich Konrad Barth aus dem Kameradenkreiſe. Allein ſtand er im Dunkel bei den weißen Birken, ſchlang die Arme um den kühlen Stamm und preßte ſeine Stirn gegen den atmenden, lauſchenden Baum.

„Lena Kalinska, du, du! Wo biſt du mir geblieben? Lebſt du noch? —“

Eine Fauſt packte ihn bei der Schulter.

„Kerl, Mann! Das iſt ja der . . . der Barth! Menſch, Sie waren immer ein Prachtſoldat; Sie werden doch heute hier nicht flennen. Na?“ drohte der Hauptmann, ſelber bewegt von dem Anblick.

„Herr Hauptmann verzeih'n! Das iſt . . . iſt der Baum, wo ich mich Pfingſten verlobt habe. Das iſt . . .“

„Na, wart', bis wieder Pfingſten iſt. Dann haltet ihr Hochzeit beide.“

Und diesen Abend versprach der Hauptmann dem Unteroffizier Konrad Barth, der Lena Kalinska nachzuforschen.

Aber es kam keine Auskunft und keine Zeile von Lenas eigener Hand. Konrad Barth marschierte her und hin; dreimal sah er seine Heimat wieder, jedesmal war sie wüster geworden. Und es hieß, die Frauen und andern Bewohner seien ins Reich abgebracht. Wehmütig winkten ihm die weißen Birken bei Kalinskis Hofe mit kahlen Fingern zu, als er das letztemal, um Ostern, vorüberzog. Und Konrad Barth trank mit weit offenen Augen den erschütternden Anblick.

„Barth!“ rief ihn der Hauptmann an. „Möchten Sie hierbleiben?“

„Ach, Herr Hauptmann!“ Es zerriß dem Bauern das Herz.

„Na, ich mache ja nicht bloß Spaß. Ich meine, ob Sie mal ein paar Wochen hier ackern und das alles in Schuß bringen möchten? Das Heer muß das Heer ernähren; im Westen sind sie damit viel weiter als wir hier. Aber es kommt schon in Gang bei uns. Na?“

In seinem Herzen läuteten die Osterglocken, läuteten so herrlich und hell wie nie zuvor und niemals nachher in seinem Leben, als Konrad Barth nun hinter dem Pfluge über die Äcker schritt, über die Äcker der Lena Kalinska. Hei, winkten die weißen Birken ihm zu! Wenn sie auch noch ohne ihre grünen Fahnen im Winde standen, sie triumphierten doch mit hochzeitlichen Schleiern.

Daß er es doch hätte Lena, der blonden Lena Kalinski sagen, schreiben können! Aber sie mußte es ja fühlen,

ſein übergroßes Glück, wenn anders ſie noch lebte, ihm noch in Liebe lebte.

Keine freie Stunde ſchenkte ſich Konrad Barth. Seine Kraft gehörte dem Acker, ſein Denken der Braut. Auf den andern Höfen ſchafften Kameraden ſo emſig wie er.

Und am letzten Tage — die Saat lag geborgen im Schoße der Äcker — ging Konrad leiſe hinauf in die Mädchenſtube Lena Kalinskas unter dem Dache. Stand ſinnend in dem ausgeräumten Gemache und blickte ins weite Land.

Rings war ein frohes Frühlingsahnen. Und die weißen Birken winkten hoch. Da kratzte Konrad Barth es mit dem Meſſer an die graugetünchte Wand: Liebe Lena! Ich bin noch immer wohl und habe das Feld beſtellen dürfen. Denkſt Du noch an die Pfingſten? Gott gebe uns ein gutes Wiederſehen! Konrad.

Ohne ſich umzuſehen, ſtapfte er vom Hofe, fuhr von Etappe zu Etappe und meldete ſich zur Front.

„Na, da ſind Sie ja wieder, Barth. Sehen famos aus. Nun iſt ja auch bald Pfingſten. Sieht mir bloß gar nicht ſo aus, als ob Frieden wär' und Sie Ihre Hochzeit machen könnten."

Der mit friſchen Kräften eingetretene Unteroffizier fand ſofort die beſte Verwendung. Wochenlang kam er nicht zum Beſinnen. Eigentlich erſt, als ihm auf einem höchſt gefährlichen Horchpoſten der Helm vom Kopfe und drei Finger der rechten Hand am Gewehrabzug glatt weggeſchoſſen wurden. Er war dann aber auch vom vielen Blutverluſt bald ohnmächtig geworden und beſann ſich ſpäter nicht, wie die Kameraden ihn gefunden und heimgeholt hatten.

Auf dem Abtransport zum Feldlazarett hörte er einen Soldaten neben ſich ſagen: „Das iſt das einzige Glück dabei, daß man gleich in ſeine Heimat kommt, weil ſie hier ſo nahe iſt.“

„Und in die leere Bude kommſte, Karl“, ſagte ein anderer.

„Ach wo; die Dienſtunfähigen und die Frauen ſind alle ſchon wieder da, wenigſtens die meiſten von ihnen.

Fünf Monate habe ich von meinen Eltern nichts gehört. Sie werden doch auch wieder da ſein —?“

Stumm lag Konrad Barth dabei. Und erſt in dieſer Stunde wurde es ihm ſo recht bewußt, wie hart, wie erbarmungslos hart doch dieſer Krieg für alle, alle war. Was man da draußen als Soldat erlebt hatte, das war ja alles viel leichter geweſen. Oder man hatte ſich zu ſehr daran gewöhnt. Jetzt kam das Schlimmſte, das Miterleben aus der Ferne, mit der Seele. Da mußte einer, wenn er auch acht und neun Monate im Felde und im Feuer geſtanden hatte, lernen, die Zähne zuſammenzubeißen, daß er nicht gar noch am letzten Ende den Mut verlöre.

Den Namen der heimiſchen Kreisſtadt hörte Barth ausrufen, als er träumend im Zuge ſaß.

Es gab einen langen Aufenthalt. Barth ſtieg aus, einmal zu trinken.

Da fuhr der Zug weiter. Ohne ihn.

Er meldete ſich beim Bahnhofskommandanten, einem gutmütigen alten Rittmeiſter, und bekannte froh, daß ſein Elternhof ganz nahe ſei.

„Barth, Barth — — —?“ las der Offizier in einer

Liſte nach. „Ja, freilich, die ſind zurückgekehrt. Alſo gut. Sie melden ſich hier an und ab.“

„Kalinski — — — verzeihen, Herr Rittmeiſter! Kalinski, ſind die auch zurück —?“

„Dazu habe ich jetzt keine Zeit. Sehen Sie ſelbſt nach!“ Der Kommandant klappte die Liſte zu. „Gute Pfingſten daheim, Kamerad!“

Konrad machte ſich auf den Weg nach Hauſe. Über ihm ſangen die Lerchen. Und in ſeinem Herzen war ein frohes Drängen und Hoffen. Er fühlte es durch alle Wickel des Verbandes in der wunden rechten Hand, die ihm feſt auf die Bruſt gelegt war. Und die freie Linke erhob er und winkte den weißen Birken der Heimat einen Gruß, die feierlich im dämmernden Abend ſtanden.

Nun war er wieder unter den beiden Bäumen, die ſeines Herzens Heimat bedeuteten. Er lehnte ſich gegen den Birkenſtamm, ins Land zu ſchauen. Fühlte den Saft im Baume quellen und gehn. Frühling, Frühling iſt da! Das Feſt der Maien. —

Ein leichter ſchneller Schritt im Graſe. Der verwundete Soldat wandte ſich um.

„Lena, Lena Kalinska!“

Sie lag an ſeiner Bruſt und küßte ihn, ſtreichelte die wunde Hand. Sie weinte. Und da ward Konrad Barth inne, daß ihm Lena nicht die Hand zum Gruße gegeben hatte, ſie ihm nicht reichen konnte.

Mit der Linken umſchlang ſie ihn, aufweinend vor Jammer und Glück.

Der rechte Arm war ihr nur noch ein Stumpf, zerſchmettert von einem Koſakenſäbel, ſo zerfleiſcht, daß alle Kunſt der Ärzte in Berlin daran zuſchanden geworden

war. Da hatte ſie wohl nie mehr ſchreiben können, arme, liebe Lena!

Nun ſahen ſie ſich beide mit einem tiefen, langen Blicke in die Augen, bis ins Herz und laſen all ihr Sehnen, ihr Leiden darin, ihre Treue.

Tapfere Lena! Hatte mit Todesnot gegen den teufliſchen Koſaken ihre Mädchenehre verteidigt ... Tapferer einarmiger Bauer du! Nun helft euch weiter, ihr beide!

Und über ihnen beiden bewegte die Birke rauſchend das junge zarte Grün und flüſterte verheißend von neuem Werden, vom Feſte der Maien auf Erden.

Leutnant Zollikofer

Dreimal leuchtete der Name auf: Leutnant Zollikofer! Nun iſt er erloſchen. — Das erſtemal: In dem dämmerigen Kurſaal erhob ſich der frühe und haſtige Gaſt, über den ſo viele lächelten, ſo viele mit Bewunderung ſprachen, hinter ſeinem Tiſche und trat auf die Veranda hinaus, wo eine junge Dame eifrig ſchrieb.

„Mein gnädiges Fräulen, verzeihen Sie gütigſt! Ich ſehe, daß Sie mit roter Tinte ſchreiben, korrigieren an dieſem frühen Morgen. Nun hat einer meiner wenigen, aber ein hochmögender Auftraggeber da an meinem Entwurf dies und das herumkritiſiert. Er will: ich ſoll ändern, ſoll es mit roter Tinte tun, damit der ſchlaue Herr ſogleich ſehen kann, wieweit ich ihm zu Willen ändere. Mein gnädiges Fräulein, glauben Sie mir, ich hätte es nie gewagt — aber wo ſoll ich hier zwiſchen den Bergen rote Tinte hernehmen? Und der Mann bedrängt mich ſo arg . . .“

Sie war aufgeſtanden, nickte ihm zu und reichte ihm das kleine Fäßchen Tinte, auch den Halter. Und er nahm beides, hielt ihre Hand feſt und beugte ſich galant darüber.

Erſt nach dem Handkuß ſtellte er ſich vor: „Profeſſor Mittelbach!“

Ihren Namen verſtand er nicht, ſo leiſe ſprach ſie. Oder gab er ſo wenig acht, weil ihn die Augen, dieſe tiefen Augen viel mehr beſchäftigten?

„Sie sind Schriftstellerin?“ zeigte er auf die Korrekturen. „Da müssen Sie mir erzählen, wir müssen Freunde werden. Ich habe mehrere Freunde, die Schriftsteller sind. Aber eine Dame . . . die habe ich mir immer ganz anders gedacht, alt und ehrwürdig, mit einer großen Brille.“

Sie lachte hell auf und ließ sich von seinen Schmeichelworten einfangen, mit ihm zu plaudern. Die Terrasse stiegen sie hinab und wanderten in den Wald. Nachmittags holte er sie ab, speiste abends mit ihr. Sie wurden an diesem einen Tage ehrliche Freunde und sprachen sich vieles vom Herzen, Pläne, Hoffnungen und Träume. Sie mußte ihm auch erzählen, was sie schriebe. Einen Roman von einem Leutnant. Sie wolle darin den neuen Geist unserer Zeit der Technik und seinen Einfluß auf den Offizier ausdrücken. Ein Flieger sei dieser Leutnant, keiner von den ewigen, süßlichen Flirtfiguren, die es wohl auch gar nicht mehr in der Armee gäbe.

„Kaum noch“, bestätigte ihr der Professor und bekannte, selber Offizier der Reserve zu sein. Das Thema interessierte ihn, noch mehr die kluge, junge und so ohne Vergleich schöne Schriftstellerin. Nach Tagen war er sich gewiß, daß er sie liebte.

Immer sprachen sie von Problemen und Themen, auch von sich selber, zumeist von dem Roman.

„Wie soll er denn heißen? Wann erscheint er?“

„Bald. Und heißt wie sein Held: ‚Leutnant Zollikofer.‘“

„Da will ich doch ja nicht unterlassen, einer der ersten Käufer dieses Buches zu sein“, beteuerte Professor Mittelbach und schrieb sich den Titel des Buches auf

einen Zettel, den er ſorglich faltete und in ſeiner Geldtaſche verwahrte.

Den nächſten Tag und die folgenden ſprachen ſie auf einmal nicht mehr von dem Buche, auch nicht mehr von ſich ſelber; die Ereigniſſe der Welt draußen ſtürmten auch über das ſtille Bad im entlegenen Waldtal herein. Der Krieg drohte! Er brach aus. Und Profeſſor Mittelbach mußte abreiſen, wie die meiſten Männer.

Zum letzten Male ging er mit ſeiner neugewonnenen Freundin durch den Wald. Es war ein ſchnelles, drängendes Wandern und Sprechen. Sie fühlten beide ihre Herzen ſchlagen. Und küßten ſich zum Abſchied.

„Wenn ich wiederkomme, Liebe, Liebſte — — hier wollen wir uns wiederſehen, wo wir uns zueinander fanden!“

Sie ſchwuren es ſich zu. Und er ſchied, ihre Blumen, ihre letzten Liebesgrüße in treuen Händen. Weinend winkte ſie ihm nach.

Es kamen ſchweigende, ſchwere Wochen für beide. Kamen ſchnelle Grüße her und hin. „Ich bin gegen Rußland!“ ſchrieb er ihr. „Und es geht hart her.“

Sie bangte, zitterte um ihn, vergaß ihre Kunſt, ihr Buch, das unbemerkt in den erſten Wochen des großen Krieges erſchien. Blumen, kleine Angebinde, Leckereien ſchickte ſie ihm, und hatte wohl noch nie ſo wunderſchön, ſo innig geſchrieben, als in den Begleitbriefen zu jedem Päckchen.

Aber die Sendungen kamen alle nacheinander zurück. Vermißt! ſtand auf den erſten und folgenden, nachher bloß noch: Zurück!

Sie fragte vor allen Türen um Rat, wollte die Adreſſe

des Gefangenen in Rußland erfahren. Wochen vergingen, furchtbare Wochen. Da kam Antwort vom Nachweisebureau: Ein Offizier bei den Pionieren namens Mittelbach, Architekt von Zivilberuf, ist nicht unter den deutschen Gefangenen in Rußland.

Diese Entscheidung bezeichnete man ihr als endgültig. Er war also verschollen, war tot.

Sie hüllte sich nicht in aufdringliche Trauerkleider, denn er war ihr ja vor der Welt noch ein Fremder gewesen, und sie haßte die leeren Formen der Menschen, aber tief im Herzen, da betreute sie sein fernes, unbekanntes Grab und dachte immer mit stiller Wehmut an den lieben und gescheiten Freund, der so unvermittelt in ihr Leben getreten war, sie ganz bezaubert hatte und nun ein leerer Hauch, ein Schatten war. Die Monate gingen hin, ein halbes Jahr. Es kam ein neues Jahr, ein neuer Frühling. Ihre Jugend faßte neue Schaffenspläne und vergaß den Freund.

Aber ihr Buch vom Leutnant Zollikofer, an dem der Tote so viel Anteil genommen hatte, ging weite Wege in den Krieg hinein. Dieser Krieg bewies es, daß der Offizier ein anderer geworden war, als ihn die süßlichen alten Jungfern in ihren Büchern malten. Er war ein Held! Und was ein junges Frauenhirn von den Offiziersfliegern erträumt hatte, ward zur Tat. Sie leisteten so Übermenschliches und Herrliches, daß Generalfeldmarschall Hindenburg selber des Lobes davon voll war.

Und einen kleinen Abglanz dieses Ruhmes trug das Buch vom neuen Geiste des deutschen Leutnants durch die Heere.

Abends im Unterstand ging es von Hand zu Hand.

Sogar der Brigadegeneral, der überhaupt nicht viel von Büchern hielt, lobte es.

„Allerhand Achtung vor so einem Frauenzimmer, das Buch da zu fabrizieren, meine Herren. Wirklich ausgezeichnet. Exzellenz haben das auch gesagt und gemeint, es könne gar nichts schaden, wenn wir der Dame mal durch ihren Verleger ein Sammellob zukommen ließen. Schließlich sind wir doch kompetent, na, und Zeit haben wir auch genug gerade jetzt. Ist ja auch für den Offizier sozusagen Pflicht, nicht, sich gegen Damen stets dankbar zu zeigen? Na, vielleicht ist sie auch jung und hübsch. Man kann nie wissen . . ."

Die Leutnants waren begeistert von der Idee, und die Stabsoffiziere sagten nicht nein, schrieben ihren Namen alle in den großen, schwungvollen Huldigungsbrief, den der Brigadeadjutant aufgesetzt hatte.

„Wirklich, Exzellenz waren ganz begeistert von dem Buche. Nannten die Verfasserin eine geistvolle Person und meinten, man habe ihr ganz gehörig dankbar zu sein."

Dieser Brief erfüllte die Dichterin mit einer wehmütigen Freude. Wenn er das erlebt hätte! Nun stand er wieder lebendig vor ihr, schwärmend und werbend. Sie starrte fröstelnd in den neuen Frühling und fühlte sich einsam. Oft, gar oft hatte sie darüber nachgesonnen, ob denn die schnelle, junge Liebe damals wohl das Rechte für sie beide gewesen wäre, und hatte doch nur immer zu dem einen Schlusse gefunden: Er liebte dich und er ist verschollen, ist tot! Aber dann war es ihr immer, vollends jetzt in dem neuen Frühling, als lebe er, lebe irgendwo und würde wiederkommen.

Sie reiste in das Waldbad und wartete. Wenn sie

es ſich auch nicht eingeſtehen wollte, es war doch ein drängendes, wehes Warten in ihr, ein Sichfreuen.

Wieder wurde es Sommer, Sommer wie vor einem Jahre, als der Liebſte Abſchied nahm. Ihr Verleger kam, ſie zu beſuchen und bat: „Reiſen Sie hier weg, liebes Fräulein! Das iſt doch hier nichts für Sie . . . Ins Leben!“ —

Sie ſpazierten im Walde, und er erzählte von ſich, von ſeinen Geſchäften, von ihrem Buche.

„. . . Da iſt mir letztens etwas Seltenes widerfahren. Denken Sie nur: Ich erhalte ein Schreiben vom Armee-Oberkommando-Oſt, aus dem ich zuerſt gar nicht klug geworden bin. Ich habe es Ihnen des Intereſſes halber mitgebracht.“

Er blieb ſtehen, zog einen dicken, gelben Amtsbrief aus der Taſche und wollte ihn entfalten. Da ſtreckte ſie ſchon die Hand danach aus, gebieteriſch: „Geben Sie!“

Erſtaunt reichte er ihr den Brief. Und ſie riß das weiße, engbeſchriebene Blatt heraus. Ihre Hand zitterte heftig.

„. . . Beim Tieferbetten einiger von den Ruſſen zu flach angelegter Gräber aus den erſten Kriegswochen haben wir letzthin auch ein paar unermittelte deutſche Soldaten aufgefunden, darunter einen Mann, der unzweifelhaft ein Offizier und aus beſſerem Stand geweſen iſt. Leider iſt er nicht mehr erkennbar, hat auch kein Erkennungszeichen, keinerlei Wertſachen oder Sonſtiges bei ſich gehabt. Glatt ausgeraubt von den Ruſſen. Nur in der geleerten Geldtaſche fand ſich ein abgeriſſener Notizbuchzettel mit den beiden Worten: Leutnant Zollikofer, in flotter Bleiſtiftſchrift. Ein deutſcher Offizier dieſes

Namens fand ſich jedoch nirgends in den Liſten. So wurde der unbekannte Tote wiederum beigeſetzt, ohne feſtgeſtellt zu ſein. Er iſt in ein Grab für ſich gebettet. Das Grabkreuz iſt ohne Inſchrift. Beim Nachforſchen des aufgezeichneten Namens ‚Zollikofer‘ hat ſich dann herausgeſtellt, daß es ein Buch dieſes Titels gibt, das ſich der gefallene Soldat wohl aufgezeichnet hatte, um es ſich vielleicht ſpäter zu kaufen oder zu entleihen. Ein Offizier beim Oberkommando kannte das Buch ſelber und erklärte, es wäre in einzelnen Heeresteilen ſehr bekannt und verbreitet. Durch ihn erfuhren wir auch Ihren Verlag und teilen Ihnen als dem Verleger des Buches den Vorfall mit, ohne annehmen zu wollen, daß Sie vielleicht zur Rekognoſzierung des unermittelten toten Soldaten beitragen könnten. Andernfalls wollen Sie jede zweckdienliche Auskunft . . .“

Das Briefblatt flatterte auf den Waldboden. Der Verleger bückte ſich, es aufzuheben.

„Das muß man Gewiſſenhaftigkeit nennen, nicht wahr?“ richtete er ſich wieder auf. Und verſtummte jäh. Er blickte in ein totenbleiches Frauenantlitz. „Aber verehrteſte Freundin!“

„Kommen Sie! Ich will hinreiſen und den Namen auf das leere Grabkreuz ſchreiben“, flüſterte ſie tonlos und zog den Verwunderten, Erſchütterten mit ſich.

In Ehrfurcht ſchwieg der Wald und dämpfte die haſtigen Schritte des jungen Weibes, das nach dem Grabe ſeiner Liebe drängte.

So ſtirbt ein junger Held

Der Prinz von Waldeck ritt am Abend wieder auf Patrouille aus. Rittmeiſter Graf von Hardenberg hatte ihn der Schwadron vorausgeſchickt. Unteroffizier Zimmermann war wie gewöhnlich bei ihm. Der Weg ging ſchnurgerade auf das wohl vier deutſche Meilen ferne Lille. Die Dragoner ritten mit ſtrikten Befehlen. Sie verhielten ſich ganz ſtill, denn es hieß, der Feind — Engländer — ſei im Ausſchwärmen. An einer frohen Soldatengruppe kamen ſie vorüber, der Prinz Wolrad freundlich mahnend zuwinkte, ſie ſollten ſich ruhig verhalten. Einer von den Leuten hatte wohl Geburtstag, denn er wurde auf den Schultern im Kreiſe herumgetragen, die andern ſtanden dabei und ſcherzten.

Im Weiterreiten plauderte der Prinz mit Zimmermann, der dicht neben ihm hielt.

„Wie mich das mit einem Male an meine Kindertage erinnert, was wir da eben ſahen! Es iſt vielleicht meine früheſte Erinnerung . . . In Mengeringhauſen war's, wo ich immer gern geweſen bin. Beim Schützenfeſte. Da halten ſie immer einen ſchönen hiſtoriſchen Umzug in alten Trachten. Wir waren alſo alle da und ſahen zu. Ich war noch ſo klein und konnte vor den Großen nichts ſehen. Da hat mich mein Bruder Fritz, der Fürſt, einfach auf ſeine Schultern geſetzt, daß ich alles geſehen habe. Wie haben die Waldecker über mich gelacht, daß ich auf des Fürſten Schultern Huckepack ritt! Und Mama er-

zählt immer noch, daß ich abends in meinem Bett beim lieben Gott mich bedankt hätte, weil er mir alles auf dem Schützenfeste so schön gezeigt habe. Das ist spaßig, nicht? Sie haben doch zu Hause auch solche Schützenfeste, Zimmermann?"

Und nun fing der Unteroffizier halblaut zu erzählen an, während sie, die eine Hand am Zügel, die andere am Revolver, achtsam weiterritten. Über ihnen wölbte sich hoch und still der nachtdunkle Himmel. Vereinzelt schienen ein paar Sterne. Und der Soldat erzählte von den Festen seiner Heimat an den blauenden Bergen des Harzes, wo die Sitten der Väter sich noch bewahrt haben und geehrt werden von den Jungen. Wo die Burschen und die Mädchen noch zu Ostern um das Feuer tanzen und am Osterberge bunte Eier suchen.

Munter ritten die Soldaten auf der regennassen Landstraße hin im Gespräch. Leise klapperten die Hufe in die Nacht.

Da! Ein Schuß, noch ein Schuß, ein ganzer Hagel von Geschossen! Von allen Seiten! Zwei, drei Dragoner stürzten mit den Pferden. Auch der Prinz von Waldeck ist nicht mehr an der Spitze. Sein Pferd ist getroffen. Hoch steigt es auf und wirft sich wiehernd hin, den Reiter mit zu Boden ziehend.

„In Deckung gehen! Links in den Graben!" ruft Zimmermann laut und sieht sich nach dem Prinzen um. Ein paar von den Dragonern können ihrer Pferde nicht Herr werden und galoppieren wegaus. Einer setzt zehn Schritte weit vor über den Graben, stürzt.

Da ist der Prinz schon wieder auf und sieht sich um. Unausgesetzt knallt es um ihn, als sei die Hölle los.

„Durchlaucht! In den Graben hier!“ ruft Zimmermann vom Rande herüber auf die Straße, wo die toten Pferde und die getroffenen Dragoner liegen. Mit einem Sprung iſt Prinz Wolrad im Graben. Aber es duldet ihn nicht auf der Stelle, er mag nicht im ſichern Verſtecke hocken, ehe er nicht weiß, was aus allen ſeinen Leuten geworden iſt.

Er fragt den Unteroffizier die Namen leiſe ab, und Zimmermann gibt Antwort.

„Deibert?“

„Scheint verſprengt.“

„Roß?“

„Auch.“

„Glanzius!“

„Der auch.“

„Die armen Kerle! Gott ſtehe ihnen bei!“ Er fand ſeinen Burſchen nahe bei dem Graben hocken und ſchärfte ihm flüſternd ein, immer in Deckung langſam zurückzukriechen, bis er aus dem Feuer ſei. Dann heim zum Stabe, Hilfe holen. Und weiter vor kroch er in dem ſchützenden Graben, während die Kugeln der engliſchen Schützen ohne Aufhören über die Straße ziſchten und pfiffen, ſuchte die Stelle, wo der Dragoner im Feuer gefallen war. Auf jeden Fall mußte er den Mann zurückbringen.

Trotz Nacht und Dunkel fand er den wunden Kameraden, beugte ſich über ihn und rief ihn leiſe an. Der Brave hatte den Knöchel gebrochen und jammerte. „Sei ruhig, Kamerad! Wenn die dumme Schießerei nur ein wenig aufhört, trage ich dich ins Sichere!“ Sie warteten. Das Schießen wurde ſchwächer. Mit feſten Armen packte

ihn der Prinz und hob ihn auf, ſchleppte ſich kriechend mit ihm zurück. Er rief den Unteroffizier an, denn es ging ſehr ſchwer; die Laſt war für ſeine jungen Schultern nicht gering, und die Kugeln kamen auch ſchon in den Graben.

Zimmermann verſtand, kroch vor, rief wieder. Da praſſelte es wie ein Hagel über ihn, drang ihm in Bruſt und Leib und Schultern. Er warf ſich aufſchreiend im Graben herum und ſah augenblicklich alles wie in einem blutroten Schleier. Und ganz nahe noch ein Schrei, dumpf wie ein Gurgeln. Dann alles ſtill. Nur die Kugeln pfiffen noch.

Den Prinzen hatte ein Schuß mitten in den Kopf getroffen. Ohne einen Laut brach er, der Retter, unter ſeiner ſchweren Laſt zuſammen. Der Dragoner rief ihn an, behorchte des Prinzen Bruſt. Nichts. Da raffte ſich der wackere Burſche hoch und humpelte die Straße hinab, achtete der Geſchoſſe nicht, die vor ihm, hinter ihm ſchwirrten.

„Herr Rittmeiſter, Herr Rittmeiſter! Der Prinz!“ keuchte er vor die Schwadron, die hinter dem nächſten Dorfe antrabte.

Graf von Hardenberg riß die Zügel ein. „Schwadron galoppieren — Freiwillige vor, den Prinzen Waldeck zu bergen!“

Sie kamen zu ſpät. Der Prinz war tot. Bei den Kameraden lag er ſtill und ſtumm. Das junge Leben von zweiundzwanzig Jahren war geendet, ruhmvoll geendet. Sie trugen ihn durch die ſtille Nacht und bahrten ihn feierlich in ihrem Kreiſe auf. Seine Schwadron hielt ihm die Ehrenwache.

In einer kleinen, engen Stube glomm ein ſpätes Licht.

Hier ſchrieb der Regimentskommandeur ſchweren Herzens die Trauerbotſchaft an die Mutter in der Heimat nieder.

„Ihrer Hoheit Fürſtin-Witwe Luiſe von Waldeck,
Arolſen.

Prinz Wolrad am 17. Oktober bei Moorslede als Patrouillenführer gefallen. Dragonerregiment Nr. 23.“

Und in einem hohen, hellen Saale flammten ſpäte Lichter in die dunkle Nacht hinaus. Da ſaß eine Mutter und gedachte ihres einzigen Sohnes. In den Häuſern, in den Stuben rings um das Schloß erhofften die treuen Waldecker für ſich ahnungslos von der 101. Wiederkehr des großen Tages der Leipziger Schlacht einen neuen deutſchen Sieg fern auf den Feldern der Ehre in Oſt und Weſt. Aber ſtatt der Siegesbotſchaft kam Trauer über Trauer in alle Häuſer des Landes. Viele Söhne und Väter waren gefallen. Mit ihnen Prinz Wolrad von Waldeck.

Das Abendlied

Eines Nachts zogen sie auf Patrouille, der Lehrer, der Schmiedegeselle und ein Gefreiter. Sie schlichen in dem Baumschatten hin, gingen im weiten Bogen um ein zerschossenes Argonnendorf herum und spähten wegaus nach dem Feinde. Sternenhell war die kalte Nacht. Wie eine schwarze Mauer ragte der starre Wald vor ihnen auf. Da konnte der Lehrer seine Gedanken nicht abbringen von der Heimat in Thüringen, von seinen Tagen im Osten. Die Mutter sah er vor sich in ihrer niederen Stube, den Schwiegervater Schmied am Amboß und Bianka. Sein gebenedeites Weib, still und selig, selber eine Madonna Maria. Heilige Schauer erfüllten sein Herz. Feierliche Klänge umschwebten ihn. Und den Blick zu den Sternen erhoben, anbetend, trat er aus dem Walde.

Drüben ein Blitz und ein Knall. Es pfiff an ihm vorbei.

„Kantor, gehst her!“ fluchte halblaut der Schmied und riß ihn zurück. Da prasselte es schon herüber, Schuß auf Schuß. Von Stamm zu Stamm rückwärts huschte die Patrouille. Es rasselte nur so hinter ihnen drein.

Hagemann spürte etwas wie einen Schlag im Rücken. Durch alle Glieder zuckte ihm der Schreck: Du bist getroffen! Und dann fühlte er einen jähen Schmerz beim Atemholen. Aber er wollte sich doch nichts merken lassen und schleppte sich weiter von einem Baum zum andern. Klick, klack flogen die Geschosse gegen die Stämme.

„Da! Mich hat's!“ rief der Schmied auf einmal, warf sich lang hin und bastelte an seinem Arm. „Gleich

zweimal getroffen, zum Teufel! Nun packt euch heim und meldet, ihr zwei. Solltet mich aber erst mit verbinden."

„Ich bin auch getroffen!" rief Andreas Hagemann aus und hockte sich neben ihn.

Der Gefreite verband sie beide, so gut es ging, und machte sich schnell auf den Rückweg, seine Meldung zu bringen. Das Schießen hatte aufgehört.

„Das haben wir von deiner Sternguckerei", murrte der badische Schmiedegeselle.

„Kamerad, ich weiß gar nicht, wie's über mich gekommen ist . . ."

„Na ja. Nun müssen wir uns aber sachte nach dem Verbandplatz machen . . ."

Sie wanderten durch den nachtschwarzen Wald. Der Schmied stützte den Lehrer mit seinem heilen Arme. Es war ein langsames, gar beschwerliches Marschieren. Mehrmals ruhten sie aus, aßen von ihrem Brot im Beutel, tranken einen Schluck aus der Feldflasche. Die Tornister hatten sie noch zusammen mit dem Gefreiten im Walde versteckt.

„Daß man auch keine Menschenseele trifft. Sonst laufen einem hier immer Kameraden über den Weg", schalt der Schmied.

Sie traten aus dem Walde. Der Mond war aufgegangen, und die Nacht war hell und feierlich still. Weitum hallte kein Schuß. Ein Dorf sahen sie vor sich liegen, zerschossen, verlassen. Sie strebten mühsam darauf zu. Der weiße Kirchturm ragte noch mit zwei Mauern und einem überhängenden Dachstück über die zerfetzten Dächer und Giebel. Der starre Mond beschien die Trümmerhaufen.

„Gefährlich ist die Sache", flüsterte Hagemann und blieb keuchend am Dorfeingang stehen. Er fühlte das Blut auf seinem Rücken hinabrinnen, und sein Herz war ihm schwer. Mit jedem Schritte, den er dem wüsten Dorfe näherkam, stand die weiße Kirche im Osten, wo er vor dem Kriege amtiert hatte, die Stunde seiner Trauung, die Nacht des Abschieds von seinem Weib deutlicher vor seiner Seele.

„Ich glaube, wir haben uns verlaufen. Wenn man bloß wüßte, wie das Dorf heißt! — Aber ich kann nicht mehr. Ich meine, der Schuß ging mir hart an der Lunge vorbei. Wenn die Kugel nicht sogar drinsitzt — Komm in die Kirche da, Kamerad! Da wird man zwei ehrlichen verwundeten Deutschen hoffentlich nicht ans Leben gehen."

Die Kirchtür stand weit offen. Die leere Halle lag totenstill im fahlen Mondschein. Schwer hallten die Tritte der beiden Deutschen von den Wänden. Sie saßen auf der erstbesten Bank nieder und lehnten sich fröstelnd gegeneinander. Es war ganz still um die beiden Soldaten. Gespenstisch schwieg die Nacht. Die Stunden schlichen gleich Ewigkeiten. Und endlos war die Nacht. Hagemann fühlte eine lähmende Schwäche in allen Gliedern und konnte doch nicht schlafen vor Erinnern und Ängsten. Er riß die Augen auf und ließ seine Blicke in dem fahlen Dämmern schweifen. Der Schmied dröselte vor sich hin.

„Du! Wenn wir mal Orgel spielten? — Dabei vergeht die Zeit . . ."

„Daß sie uns desto eher erwischen! Nein, Kantor."

„Aber es ist ja keine Katze in dem Nest hier. Das Orgelpult ist offen. Komm, tritt mal die Bälge."

„Na, meinetwegen. So oder so. Aus ist's wohl doch

mit uns. Dann wenigſtens mit Muſik . . . Hier guckt ſich kein Menſch nach uns um, bis wir verhungert ſind. Wenn bloß erſt Tag wäre, daß man ſieht, woran man iſt."

Sie ſuchten und fanden die Bälgekammer. Schwer atmend klomm Hagemann auf den Orgelſitz und ſchlug eine Taſte an.

Die Orgel war unbeſchädigt. Ihre kühlen weißen Taſten kamen ſeinen hartgewordenen Händen wie mit einem Streicheln entgegen. Es floß ihm wohlig durch die Adern beim Anblick der Königin aller Inſtrumente. Erfriſcht reckte er ſich auf, alle Schmerzen vergeſſend.

Die Orgel erklang mit vollem Ton. Verloren griffen ſeine Hände Akkorde, zuerſt ſuchend. Sie waren ſo lange des Spielens entwöhnt und hatten harte, blutige Arbeit getan. Aber ſchon bald formten ſie Melodien. Mächtig brauſten die Klänge heran wie Sturmeswehen, goſſen den beiden Soldaten Mut in die Herzen. Und leiſe, ganz leiſe ſang die Orgel ſtammelnden Dank. Wie Engelſtimmen klang es um die beiden einſamen Männer in der fremden Kirche auf feindlicher Erde.

Andreas Hagemann war wieder bei ſich ſelber nach ſo viel Kriegesnot und Blut und Tod. Seine Seele ſchwebte befreit mit den hehren Klängen empor. Die Kunſt beſaß ihn ganz, und alles Irdiſche lag hinter ihm. Selber ein begnadeter Künſtler, ſaß er am Orgelpult und ſpielte aus alten und neuen Meiſtern. Der badiſche Schmied in der Bälgekammer wehrte ſeinen Tränen nicht.

Herr, ſchicke was du willt,
Liebes oder Leides . . .
Ich bin gewiß, daß beides
Aus deinen Gnaden quillt.

Ort vergaß der Lehrer und Zeit. Daheim war sein Herz und erlebte die seligsten Stunden wieder. Seine Hände spielten das Orgelwerk, sie wußten nichts mehr von dem siechen, wunden Leibe. Und sein Herz war vor Gott: Beschirme Bianka, erhalte mein Weib! Wenn ich jetzt meine letzte Stunde lebe, wenn ich die Heimat nicht mehr sehen soll, Herrgott, nimm mein Gebet in Gnaden auf! Heilige Ruhe kam über ihn, Todesahnen und Gottesfrieden. Sein Spiel war nicht mehr von dieser Welt, war frei von aller Erdenschwere. Feierlich und fröhlich in Gottes Frieden erklang Schumanns Abendlied. Wie ein gottgefälliges Leitmotiv stand es ja in sein Leben geschrieben. Bei diesem Liede hatte sich ihm einst Bianka anverlobt. So sollte es auch seine letzte Stunde erfüllen, das Lied dankfrohen Behagens.

Der Mond schien durch die Fenster in die kleine hallende Kirche. Fern grollte der Donner aus ehernem Schlunde, nahe war ein Brummen und Rollen. Zwei Schatten huschten aus dem Häuserdunkel und Trümmergewirr des totenstillen Dorfes, liefen auf die tönende Kirche zu und spähten durch die Fenster in die singende Leere. Lautlos traten zwei Männer durch die Tür und schlichen auf Zehenspitzen herein.

Sie blieben auf einmal stehen und lauschten.

Sie sahen den Orgelspieler nicht, aber sie lebten sein Entrücktsein mit.

Ihre rauhen Kriegerherzen lösten sich. Die Tränen flossen.

Lange webte die heilige Fülle der hehren Klänge.

„Halt! Wer da?“ rief es dann aus der fahlen Helle herauf. Die fremde Stimme klang von einem Schluchzen.

Orgelſpieler und Bälgetreter ſchraken auf und hielten inne.

„Gut Kamerad!“ ſcholl es aus der Bälgekammer. Harte Tritte hallten auf der knarrenden Treppe. Im Scheine einer aufflammenden Taſchenlampe ſtanden ſich vier Männer gegenüber.

„Wie kommt ihr denn hierher? — Was macht ihr denn hier für eine feine Muſik?“

Der Lehrer ſtützte ſich auf das Orgelpult. Glückesſchwer ging ſein Atem.

Gerettet!

„Auf Patrouille angeſchoſſen, verlaufen, krochen wir hier unter“, berichtete der Schmied.

„Ich glaubte mein letztes Lied zu ſpielen.“

„Na, Kamerad, davon iſt keine Rede. Erſt ſpielt uns mal noch eins vor. Dann ſauſen wir weiter“, lachte der eine und knipſte die Lampe aus.

„Sauſen?“ fragte der Schmied ins Dunkel.

„Ja, da ſtaunt ihr nun. Ich gondle doch mit meinem Auto ſchon manche Nacht hier in der verfluchten Gegend herum, aber ſo was habe ich noch nie erlebt. Denkt euch! Sind drin im Walde lange aufgehalten, ſonſt wären wir längſt heim. Hier vor dem Dorfe bockt mir die Karre und will nicht weiter. Kein Licht im Neſt, lauter Trümmer. Ich krieche unter den Wagen und ſuche, der Kamerad paßt auf, Gewehr im Arm. Mit entſichertem Gewehr ſind wir dem Klange nachgegangen; es konnte ja eine Falle ſein. Der Schall kam aus der Kirche hier, aber niemand war zu ſehen. Kameraden, ihr glaubt ja nicht, wie feierlich das war, als wir eintraten! Geweint habe ich, und du auch. Wer mag ſich deſſen ſchämen?“

„Und nun finden wir euch, ein paar Verwundete, die sich verlaufen haben! Wenn wir nun hier vorbeigesaust wären, wenn euch keiner gefunden hätte! Oder der Feind . . .!

„Das hat sollen sein. Da sage mir noch einer, daß es keinen Gott gibt!"

Die beiden Verwundeten sahen sich an. In des Lehrers Herzen war eine Stunde wieder lebendig geworden, eine feierliche Stunde in der Stube des Schmiedes Birinki zu Pirwindten, als das Abendlied verklungen war und der Schmied in seiner Schlichtheit gesprochen hatte:

„Das ist schon ein schönes Stück. Darüber kann man wohl zum Glauben an seinen Herrgott kommen." —

Andreas Hagemannn wandte sich der Orgel noch einmal zu, der Kamerad aus Baden kehrte zu den Bälgen zurück.

„Nun danket alle Gott!" erbrauste es nächtlicherweile durch die Kirche im Argonner Walde. Vier deutsche Männer sangen es aus ganzem Herzen mit, sangen noch: „Eine feste Burg ist unser Gott!" und verließen dann die Gottesstätte. Grau tagte der Morgen. Dankbar wandten sie alle den Blick noch einmal zurück.

In allen Dingen ist Gott! dachte der Lehrer, als sie in das fauchende, ratternde Automobil stiegen. Gott hatte diesen Wagen hier halten lassen, damit sie gefunden würden. Er hatte ihn Orgel spielen lassen, daß sie von den Kameraden gerettet würden. Alles ist weise bedacht von Anbeginn. Was sind wir Menschen! —

Ermattet sank der Lehrer in die Polster zurück und schlief ein. Sicher trug der schnelle Wagen die beiden Verwundeten ins Hauptlazarett nach Montmedy.

Das Lied unter dem Himmel

„Heute nicht, nur heute nicht!“ bangte Leutnant Eberhardt und blickte besorgt auf die Stabsordonnanz, die mit eiligen Schritten dem Fliegerlager zustrebte. Der warme, weiche Sommertag heute war ja sein Hochzeitstag, und in allen den fünf Jahren vorher hatte ihm dieser Tag die gleiche Sorge bei aller Freude bereitet. Damals, als er seine schwarzlockige Luise heiratete, war es geschehen, daß bei der frohen Tafel einer von den Kameraden ein paar Rechnungen auf den Tisch legte: „Da, Eberhardt! Ich hatte sie heute morgen abgefangen, aber es schadet dir wirklich ein bißchen Wermut in deinen süßen Hochzeitswein nicht, mein Junge. Das gleicht aus, und du wirst nicht zu übermütig dabei.“ — Dann war noch einer aufgestanden, hatte eine Rede auf die beiden verliebten Leute gehalten und ihnen gewünscht, daß sie an jedem Hochzeitstage so ein bißchen Salz an die Suppe kriegten. Das macht die Augen hell und bewahrt die Seelen vor Hoffart! — War es nicht eingetroffen, auf die Stunde? In jedem Jahre am Hochzeitstage war dem Leutnant Eberhardt etwas widerfahren, worüber er sich sehr ärgern, ein paarmal sogar recht grämen mußte. Dienstliches, von fremden Menschen. Wenn er sich dann ausgeärgert und ausgeschmollt hatte, wobei ihm die schwarzlockige Luise wacker half, dann nahm sie ihn in die Arme, und alles, alles war wieder gut, ja, noch schöner als zuvor.

Und heute war sie ja nicht bei ihm, war seit dem

zweiten Auguſt vor einem Jahre ihm fern, bei den Eltern in Berlin. Und er hatte ſich bis jetzt ſo wacker gehalten, hatte treffliche, nützliche Flüge hinter ſich gebracht . . . hatte die dumme Sage vom Hochzeitstage längſt vergeſſen . . . Heute wachte ſie wieder auf und jagte ihm einen leiſen Schreck ein: Du wirſt aufſteigen müſſen, du wirſt Pech haben . . . Wer weiß . . .? — Und die Luiſe — —!

„Na, Kleiner, Sie dichten wohl?“ rief eine Stimme vom Unterſtand ihn aus ſeinen Träumen. Der Rittmeiſter reckte ſich unter der Tür. Noch ein paar Leutnants kamen heraus, rauchten und lachten.

„Feines Fliegerwetter heute. So ſtille, daß man glatt in der Luft hängen bleiben kann. Na, wer wohl das Glück und den Vorzug heute von uns hat . . .? Da kommt die Ordonnanz ſchon . . . kommt auf Sie, auf Sie zugeſchritten, Kamerad Eberhardt!“ Der Leutnant fühlte einen Herzſchlag lang ſein Blut heiß durch die Adern, zum Hirn ſtrömen. Es kam ihn etwas wie Furcht an. Aber ſofort hatte er ſich wieder in der Gewalt und nahm mit feſter Hand, lächelnd dem Soldaten den Befehlszettel ab.

„Aufklären über den engliſchen Stellungen. Bis zu zweihundert Kilometer Radius eigene Freiheit des Entſchluſſes zu nützlichen Unternehmungen wie gewohnt!“ las er den andern vor, und ſeine Stimme ſchwankte, vor Freude.

„Donnerwetter!“ lobte der Rittmeiſter. „Kamerad, Sie haben aber Glück heute!“ Da wandte er ſich um und ſprach es aus: „Heute iſt ja auch mein Hochzeitstag!“

Ging zum Flugzeugſchuppen. „Famos, famos!“ riefen ihm die Offiziere nach. „Wenn du wiederkommſt, kriegſt

du einen Strauß von uns. Und Bowle ſoll es geben, Bowle, Kerlchen. Beeil' dich!" Schnell ſchritt er dem Standplatz der abflugbereiten Apparate zu. In dem Reſervelager, an dem der ſchmale Feldweg vorüberführte, wuſchen und werkten die Soldaten, eine Gruppe ſang: „Und der Hans ſchleicht umher . . . trübe Augen, blaſſe Wangen . . ." Von der Gegenſeite antwortete im Wechſelgeſang ein anderer feldgrauer Chor: „Und die Lieſe bei der Türe . . . ſchwarzes Köpfchen, rote Schnüre . . ." Nun antworteten wieder die anderen im vollen Chore, und dann die drüben. Zuletzt ſangen ſie alle zuſammen und ſchauten auf den Stock des Dirigenten, der breit und emſig mitten auf dem Wege ſtand: „Und 's iſt alles, alles wieder gut!"

Eberhardt ſummte das Lied mit und ſang es laut, als die Propeller losraſten, der Doppeldecker ſich ratternd und fauchend von der Erde erhob, in die Wolken hinaufſchwebte. Nun war er ja wieder in ſeinem Elemente.

Feſt lag die Hand am Steuer. Hoch fuhren ſie über Freunden und Feinden, Leutnant Eberhardt und Leutnant Schmidt, der eifrig in ſeine Karten einzeichnete und photographierte. Und unerreichbar von den Feindesgeſchoſſen, erhaben wie ein Aar ſchwebte der Doppeldecker unter dem Himmel. Der kleinen weißen Wölkchen, die unter ihnen ſchwebten und platzten, Schrapnells ſtreuten, ihrer lachten ſie nur.

„Tiefer, tiefer!" mahnte der Fluggaſt, den Arm nach unten ſtreckend; er konnte aus ſo großen Höhen ſeine Aufgabe nicht mehr erfüllen. Und ein paar Bomben wollten ſie ja doch auch abwerfen. Deshalb hieß es jetzt, ziemlich tief herabgehen.

Hei, wie pfiff das bald um die beiden und klatſchte wie harte Regentropfen, wie Hagelkörner auf die Tragdecken auf. Sie hörten es durch den Motorlärm hindurch. Unten lagen die engliſchen Stellungen, die Gräben in langer, feſtbewehrter Reihe, weiter hinten winkten die Depots, zogen Marſchkolonnen heran. Keck ſteuerte Eberhardt auf ſie zu, und Leutnant Schmidt warf ſeine Bomben ab. Den Erfolg zu ſehen, konnten ſie nicht abwarten, denn es ſetzte eine ſo ſtürmiſche Beſchießung ein, daß Eberhardt ſofort in breiter Runde höher ging. Aber bald hatte man ſich auf ſie eingeſchoſſen. Häufiger und dichter flogen die Kugeln an den beiden wackeren Fliegern vorüber.

Eberhardt verſuchte einen Zickzackflug. Das hieß mit allen Nerven und Fibern auf die Maſchine achten. Er ſpürte es kaum, daß ihn eine Kugel am Arme traf, ſah nur Blut aus der Ledermanſchette auf die Steuerung tropfen.

Und ſah den Kameraden, mitten im Photographieren, ſich vornüberbeugen, als ſchlafe er plötzlich ein.

Da riß er das Steuer zum jähen Höhenflug und rief und ſchrie in das Lärmen des Motors: „Schmidt, lieber Schmidt!“

Leutnant Schmidt gab keine Antwort mehr. Und Leutnant Eberhardt fuhr mit dem toten Kameraden im ſtärkſten Feuer heim.

Mählich hörte auch das Schießen auf. Er blickte über den Bordrand hinab, ſich zu orientieren, ſah Gräben, Wälder, Verhaue, Höhen, Straßen . . . und keine Menſchen, keine Truppen. Viele weiße Wölkchen blitzten an den Grabenrändern auf, hüben und drüben, ſonſt war alles

ſtarr und unbeweglich auf dem rieſengroßen Schlachtfelde da unten.

Sein Auge ſuchte und ſuchte. Fand nicht heraus, wer der Bruder und wer der Feind war in den Gräben hüben und drüben. Er ging tiefer, ſich zu vergewiſſern. Kein Schuß zielte zu ihm herauf. Alſo war er über den eigenen Fronten, wenn er geradeaus hielt. Da fiel ihm ein, daß die Feinde ſich dieſer Liſt ſchon ein paarmal gegen abgekommene deutſche Flieger bedient hatten. Sie ſchoſſen nicht auf ihn, ließen ihn landen, während ſie ſich mäuschenſtill verhielten. Und dann nahmen ſie ihn ſamt Karten und Befehlen feſt.

Das auf keinen Fall! Lieber zehn Stunden in der Luft und warten, bis der Feind ſich als ſolcher zu erkennen gibt.

Aber er hatte doch einen toten Kameraden an Bord! — Scheu blickte Eberhardt an der zuſammengeſunkenen Leiche vorüber. Sein Auge ſuchte den Kompaß. Und ſah mit jähem Schreck das Kompaßgehäuſe leer. Es war leergeſchoſſen, das Zifferblatt in tauſend Trümmern, die Nadel verſchwunden . . .

Nach der Sonne ſchaute der Flieger aus und verzweifelte faſt, denn er ward inne, daß er bei den Runden, der Beſchießung ſicher zu entgehen, die Richtung auf die deutſchen Linien, ſeine Orientierung aus der Luft herab, gänzlich verloren hatte.

Erſchreckt ſann er in das Buttern und Surren der Maſchine hinein, peinigte ſein Hirn um einen Ausweg. Fühlte dabei, wie der verwundete Arm ihm ſchwer auf dem Steuer lag und eine bleierne Müdigkeit wie eine Mauer um ſeine Stirne ſtand. Das war der unbeachtete

Blutverluſt. Wirklich, auf ſeinem Ledermantel floß ein breites Rinnſal in das Boot hinab, ſtand dort wie ein kleiner roter Bach und vereinigte ſich mit der roten Lebensflut, die dem Herzen des toten Kameraden entfloſſen war. Wie Roſen war es gegen die Bordwand geſpritzt und erglänzte im Sonnenlichte tief und ſchwer.

Roſen! Da dachte Leutnant Eberhardt an ſeinen Hochzeitstag. Und wieder hing ſein Blick wehmütig an dem toten Kameraden. Der hatte auch eine liebe ſchöne Frau daheim . . . ob ihre Seele dieſe Stunde ahnte? —

Er achtete es kaum, daß der Motor plötzlich ausſetzte, zornig und unruhig vor ihm fauchte.

Nun ſchrak er auf vor der Totenſtille, die um ihn war. Riß die Hebel zum Gleitflug und ſtarrte auf den Benzinſtandszeiger.

Leer! Ein Loch hatten ihm die Feinde in den Tank geſchoſſen, der koſtbare Brennſtoff war heimlich und ungenützt verronnen. Nun hieß es herunter aus den Höhen, landen, gleichviel wo . . .

In breiter Windung glitt er langſam ab, lauſchte in die Stille der Gräben unter ihm, ſpähte auf ein Zeichen, auf einen einzigen Mann, der ihm zeigte, wo die Deutſchen ſtänden in dieſem Gewirr der Gräben hin und her . . . Da huſchten ſie wie Maulwürfe herum . . . Die eigenen wußten ihn ſicher und achteten des Fliegers nicht. Du lieber Gott, ein heimkehrender Flieger . . . das geſchah alle Stunden . . . Und die Feinde lauerten ſtumm, wo und wann ſein ungewiſſer Flug, ſein zögernder Abſtieg ende.

Eine Rakete abſchießen, bunte Kugeln werfen, das durfte er jetzt nicht, ſonſt wurden ſie aufſäſſig, und es war

alles verloren. Und wie ſie ſeine Bomben fürchteten; alles hatte ſich in die Unterſtände verkrochen. Wenn er nur erſt über den Gräben dort vorn war, dort lagen gewiß die Deutſchen. —

Nur ein paar hundert Meter tief überrundete er die Gräben vorn. Da waren auch dieſe augenblicks leer. Waren es nun feindliche oder fürchtete man bei den Deutſchen, die eiſernen Kreuze auf den Flugzeugdecken ſeien gefälſcht, er ſei ein Feind?

Ja, warum ſchoß denn niemand auf ihn? —

Ratternd kam ihm die Antwort hoch aus den Höhen über ihm. Ein Feind, ein Flieger! Über ihm! Im Gleitflug hatte er ſich herangeſchlichen. Jetzt ſprang ſein Motor an. Nun war der Tod dem armen Leutnant Eberhardt ſicher. Er biß die Zähne aufeinander, mit letzter Kraft riß er das Steuer hoch, dem Stoßvogel über ihm zu entgehen. Holte zur letzten Runde aus.

Nun, lieber Gott, gib mir ein Zeichen, daß du mich lieb haſt. Heute!

Über ihm der Motor des Feindes verſtummte. Und unter ihm aus den Gräben, aus den ſtillen Gräben, ſcholl es herauf:

Weh, daß wir ſcheiden müſſen!
Laß dich noch einmal küſſen;
Ich muß an Kaiſers Seiten
Ins falſche Welſchland reiten . . .

Tränen in den Augen biß Leutnant Eberhardt die Zähne zuſammen. Das Herz klopfte ihm laut in der Bruſt. Die Brüder, die Brüder! Schluchzend, jubelnd hallte das Lied unter dem Himmel. Ein deutſches Lied vom Scheiden und Meiden . . .

Nun riß er ſein Flugzeug weit herum und herunter, mitten hinein in das Singen der Soldaten.

Und augenblicks flammte es aus den Abwehrkanonen gegen den Feind herauf. Gerettet!

Er landete, und ſie hoben leiſe den toten Offizier vom Sitze, die Kameraden. „Was war denn das für eine Fahrerei heute, Eberhardt?“ fragte teilnehmend der Rittmeiſter und drückte ihm die Hand.

„Mit einem Male war alles wie verhext um einen. Ich kann es mir nicht erklären, daß auch niemand geſchoſſen hat.“

„Weil Sie immer den Feind ganz nahe hinter ſich hatten. Ja, einen ſchneidigen Flieger ſogar. Na, unſere Leute haben ihn eben doch noch lahmgeſchoſſen. Der Kerl war wie ein Geier hinter Ihnen her, ſo daß wir und die drüben nichts machen konnten als abwarten.“

Verlaſſen und vergeſſen ſtand die Bowle. Eberhardt trank haſtig ein Glas. „Kinder, wenn ihr mir heute eine Freude, eine große Freude machen wollt, — — ſchickt die Bowle, die ganze Bowle, bitte, dem Sängerchor, der heute morgen hier in Reſerve war und ſo ſchön ſang. Er hat mich vom Tode gerettet, ganz allein der gute feldgraue Chor. Ich glaube, es waren Leute von den . . . ern. Morgen will ich ſie ſelber beſuchen, meine Retter.“

Und hielt dem Stabsarzt den blutigen Arm hin.

Elfriede

Nun klangen die Glöckchen über Julius Markgrafs Tür wiederum hell und froh in der getäfelten, dämmernden Halle. Wie ſelten ſonſt war dieſer fröhliche Vierklang durch die ehrwürdige Diele gegangen, den alten, weltfremden Junggeſellen von ſeinen Büchern in den ſtillen Stuben, von all den blühenden Blumen und prangenden Bäumen im Garten zur Tür zu rufen: Es iſt einer da und will dich! Der kleine, ein wenig verwachſene Mann mit dem ſtolzen weißen Schnurrbart und dem herriſchen Kopfe, auf dem es wie friſcher Schnee lag, hatte immer ein eingezogenes Leben geführt. Alle kannten und achteten ihn im Dorfe, weil er reich und klug, von ſeltener Güte war, aber man ſah ihn nicht oft. Niemals hatte er Beſuch empfangen.

Als der Krieg ausbrach und die Stimmen nach treuen Helfern für die Not der Zeit laut wurden, hatte man ihn nicht lange zu rufen brauchen. Julius Markgraf gab ohne Zögern alles, worum man ihn bat. Er trat in den Ausſchuß der Kriegsfürſorge ein und führte gewiſſenhaft das Protokoll der Sitzungen, nahm alle geſchäftlichen Verrichtungen auf ſich. So hatte er im harten Winter den Armen Kohlen zugeteilt und Kartoffeln ausgewogen, viele Pakete mit Wollſachen ins Feld fertiggemacht und war auch an dieſem lichten Sommermorgen beſchäftigt, kleine Päckchen an die Lieben und Tapferen draußen zu füllen und zu verſchnüren. Treue Frauenhände halfen ihm,

ſchnelle ſchlanke Frauenfinger und langſam bedächtige, ein wenig zitternde, ſtreichelnde Greiſenhände. Es war ein emſiges Schaffen und ein ſchweres Schweigen auf der Diele Julius Markgrafs. Nur die Kartondeckel und die Papierblätter raſchelten hin und wieder. Schnurrend glitt der Bindfaden von der Rolle.

In dieſe Stille rief die Glocke. Erſtaunt blickten die Frauen auf und ſahen ſich an. Wer zu Julius Markgraf wollte, wußte doch den Weg über den Pächterhof und dann durch das hölzerne Gartentor. Wieviel Herzen auch ihre Liebe und ihre Not zu jetziger Zeit in das Haus Markgrafs trugen, noch keine Hand der Heimiſchen zog je den Glockenſtrang an der Straßentür. So ſchauten ſie lauſchend auf ihn, der ſich ſtaunend erhoben hatte. Es ging noch ein ſtiller Nachklang des hellen Viertons unter der getäfelten Balkendecke.

„Bitte einzutreten!“ rief Julius Markgraf gegen die hohe dunkle Eichentür und tat einen Schritt vor.

Da taten ſich die Flügel weit auf, und es wurde hell, ſtrahlend hell in der dämmernden, niederen Halle. Im Sonnenſchein ſtand, licht wie ein Engel, ein Mädchen mit weißen Kleidern auf der Schwelle, eine hohe und volle Geſtalt. Der breitrandige ſchlichte Hut ſchattete ein zartes, engelgutes Geſicht und vermochte die breiten, braunen Haarflechten kaum zu verbergen, die quellend hervordrängten.

„Guten Tag, Julius Markgraf!“ rief das Mädchen von der Schwelle in den Raum, daß es fröhlich hallte.

Und die Frauen am Tiſche, mit müßigen Händen, ſtarrten die ſeltſame Erſcheinung an, hätten ſie für einen Engel vom Himmel gehalten, wäre der Gaſt nicht mit

einer braunledernen Reiſetaſche gekommen. Und mit einem breiten, ſchwarzen Gürtel, der ſich ſchwer über das leichte weiße Kleid des Mädchens hinzog, mahnend, daß auch ſeine Trägerin vom Tode Leids erfahren hatte, der ſeit einem langen, unermeßlich harten Jahre an Deutſchlands Grenzen, von des Landes Söhnen Opfer über Opfer forderte.

Krieg und Tod! Man hätte beide Würger beim Anblick dieſes lieblichen Mädchens vergeſſen können. — Seufzend blickten die Frauen wieder auf ihre Hände und ſchnürten, wickelten an den Päckchen für ihre fernen Männer, Brüder und Söhne. Julius Markgraf trat nun vollends vor den fremden, jugendlichen Gaſt und neigte ſeinen kurzen, verwachſenen Rücken ein wenig. In ſeinen Augen ſtand, indes er ſich verbeugte, ein Staunen und Fragen. Das Mädchen auf der Schwelle ſetzte den Fuß ins Zimmer, langſam wie taſtend. Und dann tat ſie noch einen Schritt . . . Dabei neigte ſie ſich mit dem Kopfe und ganzen Leibe zur Rechten, richtete ſich ruckhaft wieder auf — — Erſchreckt ſtanden die Frauen und ſtarrten auf das ſchöne Mädchen.

Einen Schritt um den andern mit dem Leibe nach rechts geneigt, ſich immer wieder aufrichtend, wenn der linke Fuß vortrat, kam das junge Weib, von den Frauen mit heißen, mitleidvollen Blicken umfangen, nun vollends an den Tiſch.

Julius Markgraf ſtand, aufs höchſte betroffen, hinter ihr. In ſeinem Herzen, allem Schönen und Lieblichen zugetan, war ein ſchmerzvolles Erſchrecken und Klagen, daß dieſe unvermutete Erſcheinung, ein Abbild des Glückes und Friedens, ſich auf ſeiner Schwelle ſo jäh zu dem be-

jammernswerten Beiſpiel zerbrochener Jugend und Schönheit, zu einem Krüppel hatte wandeln müſſen. Und der verwachſene Mann, mit heimlicher Wehmut allem Schönen und Hohen, Reinen inbrünſtig anhangend, fühlte eine Bitterkeit gegen das Schickſal, wie ein Schleier legte es ſich über ſeine Augen. Die Frauen beim erſten Anblick des fremden Mädchens in einem ungewiſſen Wähnen, als trete da vor ihnen der Friede, der ach ſo lang erſehnte Friede über die Schwelle, ſie ſahen erſchreckt und erſchüttert das Grauen des Krieges, das Elend der lahmgeſchoſſenen Krüppel in dieſem fremden Weſen, das die lachenden Zeichen der Jugend wie eine Maske unter ſie trug. Sie dachten an die Männer im Felde, alles Elend des einen, endloſen Kriegsjahres war wach in ihnen und ſchrie durch ihre Seelen, daß ſie erſchauerten.

„Der liebe Vetter Julius will mich noch immer nicht kennen —?“

Ein wenig verlegen vor ſcheuen Frauenblicken, ſchob das Mädchen ſacht die Paketchen auf dem Tiſche zuſammen, Platz für ihre Handtaſche zu ſchaffen. Sie tat es mit zarten Händen und führte ihre Finger wie ein Streicheln über die braunen, verſchnürten Käſtchen hin. Da wurden auch die Frauenblicke wieder weich und warm, umfingen mit aufquellender Zärtlichkeit die Fremde. Ganz Jugend und Schönheit, Güte ſtand ſie aufgeweckt an dem Gabentiſche. In den Frauenherzen war ihre Krüppelhaftigkeit vergeſſen, die ſie, wie ein grauſames Geſchenk, von allen Reizen der Jugend verhüllt in das Haus des verſonnenen Krüppels getragen hatte.

Nun legte ſich eine Hand auf ihren Arm, eine feſte, treue Männerhand, und hinter ihr ſprach eine Männer-

ſtimme, von Überraſchung und Freude verdunkelt, in einem unverhofften Glücke ſchwingend:

„Du biſt Elfriede — —!“

Sie wandte ſich herum und ſtreckte ihm beide Hände hin, die er herzlich ergriff.

„Ja, ich bin Elfriede Markgraf. Mein einziglieber Vater iſt nun doch in der Gefangenſchaft geſtorben. Da habe ich ſein Teſtament öffnen laſſen. Es enthielt nur einen letzten lieben Rat: Elfriede, wenn ich geſtorben bin, warte ein paar Monate, dich zu beſinnen und zurechtzufinden. Dann ſuche deinen älteſten Vetter unſerer Familie auf, Julius Markgraf; er iſt ein treuer Mann und wird dir ein zweiter Vater ſein wollen. —

Da bin ich nun und bringe mich Unbekannte dir als meines Vaters, des lieben, lieben Vaters letzten Gruß —“ klang ihre Stimme dunkel, umflort aus.

Er hielt ihre Hände und ſah die neugewonnene, liebenswerte Baſe ſinnend, traurig an.

„Der gute Onkel Oberſt alſo auch tot — — — Gleich zu Anfang des Krieges las ich von ihm und ſeinem tapferen Regimente, ſpäter, daß er in Gefangenſchaft geraten ſei — — — Der Gute! Er iſt der einzige von der ganzen Markgraf-Familie geweſen, der damals zu mir gehalten hat. Und ſpäter . . . Als er ſich verheiratet hatte, verlor man ſich aus den Augen . . .

Nun biſt du ſchon ſo groß, Elfriede! Ich habe das erſte- und wohl auch das letztemal von dir gehört, als du geboren warſt. Aber vorhin — — da, auf der Schwelle — — ich wußte im Augenblick: Das iſt Elfriede! — Wer ſollte mich ſonſt auch als Vetter anſprechen und aufſuchen — —

Nun ſei mir herzlich, herzlich willkommen!“

Er hielt ſie noch immer an den Händen, wandte ſich jetzt dem Tiſche zu.

„Meine Damen, Sie haben gehört — — — ich freue mich ſo — — —“

Da ſtreckten ſie alle Elfriede die Hände hin und nahmen zu dieſer Stunde die Vaterloſe, Heimatſuchende in ihre Herzen auf. Wollten ihre Päckchen zuſammenſchieben, die beiden Markgrafs allein zu laſſen, aber Elfriede wehrte ihnen mit herzlichem Drängen. Den Strohhut nahm ſie von den braunen Flechten und reichte ihn Julius, fuhr ſich mit ſchnellen, ſichernden Griffen übers Haar. Dann half ſie packen und binden, während Julius Markgraf ihr einen Stuhl herzutrug, ein Glas Limonade bereitete und mit eifrigen Verrichtungen und herzlichem Zureden ſeinen neuen Hausgenoſſen bediente. Dabei ſtellte er Elfriede die Frauen aus dem Dorfe vor, die Frau Patronin, Frau Paſtor, Lehrer. Der immer ſtille Mann wurde geſprächig, erzählte von der Kriegsfürſorge, vom Dorfe und den bereits Gefallenen.

Er ſtand am Tiſche und blickte auf Elfriede, die wie eine lichte Wolke unter den Frauen war. In ſeinen Augen ſtand ein weiches, glückliches Scheinen.

„Die Päckchen müſſen erſt fertig alleſamt“, mahnte Elfriede, als die Frauen wiederum aufbrechen wollten. „Keiner ſoll um meinetwillen eine Stunde länger warten müſſen. Wie ſchön muß das ſein: Im Kriege Gaben aus der Heimat, aus lieben Händen zu empfangen. — Ach, ich habe meinem Vater niemals etwas ſchicken können. Nach Wochen kam immer alles zurück, verſtümmelt. Das tut weh! —“

Weinend hielt sie inne. Ihre Tränen tropften auf die kleinen Gaben und funkelten auf.

„Liebes Fräulein, Sie müssen sich jetzt ausruhen", erhob sich die Frau Pastor und legte zärtlich den Arm um sie. „Die Reise war gewiß weit — — — Auch nicht immer daran denken — —! Sie traten doch so fröhlich hier ein, liebes Kind."

„Nicht daran denken! Kann man denn das? Habe doch den einen, einzigen Menschen nur gehabt, meinen Vater. Er starb unter fremden Menschen als ein Feind und Gefangener. Immer muß ich mir das Furchtbare ausmalen — — —"

Die Frauen gingen bekümmert. Elfriede saß und starrte seufzend vor sich hin. Leise ging Julius Markgraf hin und wieder, häufte die Liebesgabenpäckchen in einem Korbe, trug sie beiseite und richtete einen Imbiß für seine Base an.

Da kam sie hinkend hinter ihm hergegangen in die kleine bescheidene Küche.

„Julius, du bist so gut. Warum haben wir uns niemals früher gesehen? Mein Vater hat auch kaum einmal von dir gesprochen und hat mich doch an dich, allein an dich verwiesen — —"

Er nickte still. Führte sie an den Tisch und saß ihr gegenüber. Wein goß er in die Gläser und hob das seine.

„Dem Andenken deines Vaters, Elfriede!"

Schweigend tat sie ihm Bescheid. Der Wein in den Römern funkelte wie ein Verheißen.

„Ich will dir jetzt einmal etwas sagen, Elfriede, wie das alles gekommen ist — —" faltete er die Hände um den Kelch des Glases und sah sie offen an.

„Dein Vater und ich waren im faſt gleichen Alter und ſelten vertrugen ſich Onkel und Neffe ſo gut. Als er in den achtziger Jahren beim Militär eintrat — ſein höchſter Traum, denn im Volke war ja überall ein ſtolzes Glücks- und Kraftgefühl von den Siebziger Siegen her — damals wollte ich auch einem ſeligen Traume leben und Maler werden. Da war auch ein Mädchen, das ich liebte. Sie haben mich alle verlacht und unter die Kaufleute geſteckt. Am meiſten hat die über mich geſpottet, die ich — — — Laſſen wir das, Elfriede! Aber eines ſollſt du wiſſen: Dein Vater hat zu mir gehalten. Immer, und das habe und will ich ihm nie vergeſſen.“

„Und meine Mutter —?“

Er wich ihrem forſchenden Blicke aus.

„Sag, Julius — — —?“

„Ja, ſie war jene, die meine ſchwärmeriſche Jugend ſo unaufhörlich verehrt hatte. Wurde die Frau Premierleutnant. Sie iſt ja dann früh geſtorben. Damals, als du geboren warſt, ſchrieb mir dein Vater: Elfriede ſoll das Kind heißen und ſoll einmal den Frieden bringen für dich und die Markgrafen alle.

Das habe ich nicht vergeſſen, Elfriede. Es hat ſich ja auch ſo ziemlich erfüllt. Und nun biſt du hier, willſt bei mir bleiben. Komm, laß dir mein Beſitztum zeigen.“

Sie ſchritten langſam hinaus in den blühenden Garten, die beiden Krüppel. Liebevoll ſtützte der fünfzigjährige Bucklige das ſchöne hinkende Mädchen von zwanzig Lenzen.

Um ſie war rings ein farbiges Prangen, auf allen Beeten, allen Blumenſtöcken und Bäumen. Durch das bunte, durchſonnte Duften zogen ſummende Bienen,

gaukelten Schmetterlinge. Und hoch über dem Sommergarten schwebte eine jubelnde Lerche. Höher, immer höher, himmelan.

Die beiden Menschen wandelten langsam abwärts in den Wiesengarten, sahen den Fluß silbern durch die Weiden blicken und blieben stehen, dem weihevollen Sommerfrieden lauschend.

Nahe bei ihnen lag ein großer, ungefüger Stein im Schatten der alten, verkrüppelten Weiden.

„Das gäbe wohl einmal einen Gedenkstein an den Krieg — —", zeigte Julius Markgraf hinüber.

Elfriede erschauerte. „Der furchtbare, entsetzliche Krieg! Manchmal vergißt man ihn beinahe auf eine kleine Weile, glaubt, die Welt wäre wie immer — —. Und dann ist das Erinnern wieder da, spricht uns aus allem an.

Wer kann noch eine Freude empfinden jetzt? Und Freude worüber —?"

Julius Markgraf führte sie weiter und sprach an ihrer Seite.

„Hart wird der Mensch und sieht schärfer in die Dinge durch den Krieg. Auch wir Daheimgebliebenen sind wohl nicht umsonst in die Schule des Krieges gegangen. Was stürmt schon morgens beim Zeitunglesen alles auf uns ein! —

Ich glaube, Elfriede, daß nicht bloß die Nächstenliebe, sondern alle unsere Empfindungen durch den Krieg geweckter und wahrhaftiger geworden sind. Bei allen Menschen — — — Jetzt spotten sie nicht mehr über einen Verwachsenen, Verkrüppelten — — — weil sie alle zittern, die Kriegswoge wirft ihnen selber den liebsten

Menſchen, den ſie haben, eines Tags als Einarmigen oder Hinkenden zerſchoſſen an den Strand. Und das Hoffen, Elfriede, iſt ſo klein, das Hangen und Bangen um ein liebes Menſchenleben da draußen in den Schlachten iſt ſo groß und grenzenlos, daß ſie alle bitten und beten: Laß ihn wiederkommen, lieber Gott, und käme er mir auch als der unglückſeligſte Krüppel . . . nur laß ihn uns heimkehren!“ —

„Aber die Toten, die da draußen ſterben, ſind uns bei aller Trauer ſo weſenlos, faſt ohne Laut hinweggenommen. Mir iſt manchmal, als entſchwände des Vaters teure Geſtalt, ſein Geſicht meinem Erinnern . . . Weil ich ihn nicht habe ſterben geſehen —.— —“

Julius Markgraf führte ſie die kleine aufgeſchüttete Höhe am Ufer hinan, wo ein ſchlichtes Blockhaus weit über Waſſer und Wieſen ſchaute.

„Wir müſſen immer mehr lernen, die Körperlichkeit von unſerem Erinnern abzuſtreifen. Dann ſtehen uns alle, auch die Geſtorbenen greifbar nahe.

Sieh, Elfriede, Menſchenkindern wie uns, von der Natur ein bißchen ſtiefmütterlich behandelt, kann es doch nicht ſchwer fallen, den ſterblichen Leib geringer zu achten als das Geiſtige. So wird dir auch dein Vater immer nahe und unvergeßbar ſein.“

Sie traten in das kühle und dämmerige Häuschen. Er ſtieß einen Fenſterladen auf, und das helle Licht des Sommertages draußen flutete in den ſchlichten, behaglichen Raum.

„Hier träume und ſinne ich gern . . .“, ſchaute Julius Markgraf nachdenklich ins Ferne.

Elfriede war zur Wand getreten und blickte lange auf

ein großes Bild, das sie mit seinen leuchtenden Farben angelockt hatte. Es zeigte eine üppig blühende Frühlingspracht, Bäume mit weißer und rosiger tausendfacher Blütenzier auf grüner Wiese, die blaue Wasser still durchzogen. Dahinter ragte dunkler Hochwald wie ein strenges Mahnen auf, und ganz fern und hoch im Bilde grüßten schneebedeckte, sonnenumglühte Berggipfel wie eine Verheißung. Aber ganz vorn und klein im unteren Winkelfeld des Bildes sah man dunkle Schatten, gebeugte Menschen bei den weißleuchtenden Kreuzen eines Kirchhofs, ein offenes Grab, bei dem ein Priester betete. Chorknaben hielten hocherhoben das Kreuz des Heiles. Frauen knieten weinend. Nur eine Frau stand, vom Schmerze erstarrt, vom Schicksal zerbrochen, wie trotzend bei dem Grabe, die Hände mehr geballt als gefaltet. Neben ihr ein Knabe mit hellem Schopfe blickte beiseite aus dem Bild heraus, als schaute er belustigt dem Maler zu. Noch eine Frau, ganz nahe dem Begräbnis, stand an einem weißen Stein und weinte still in sich hinein; die frischen Narben ihres kaum verwundenen Schmerzes waren wiederum aufgebrochen . . .

Und über allem blühender Frühling, der so jubelnd aus dem Bilde herausdrängte, daß man des Begräbnisses im Frühling nicht einmal recht inne wurde, wie oft auch die Blicke zurückkehrten zu den dunklen, trauernden Schatten.

Wortlos stand das Mädchen vor dem seltsamen Bilde, folgte dem Mann auf die Schwelle und schritt neben ihm wieder durch den satten, wogenden Wiesengrund, durch den blühenden, duftenden Garten. Sie fühlte ihren eigenen, gelähmten Schritt nicht mehr, wollte an den Krieg

und Tod, an den Vater denken und konnte doch sein Bild, seine Züge im Erinnern nicht zusammenbringen. Sie schaute in das Blühen und hörte seine Stimme: Julius Markgraf — — — er ist ein treuer Mann und wird dir ein zweiter Vater sein wollen. — —

Sie sah ihn ein paar Schritte vor sich gehen, langsam und versonnen. Und wurde seines Gespräches wieder inne, daß es ihre Mutter gewesen war, die diesem Mann in seinen jungen Jahren so bitter weh getan hatte.

Er wandte sich um. Froh und leuchtend war sein Blick. Da schlug Elfriede beschämt die Augen vor ihm nieder.

* * *

Elfriede half der Wirtschafterin beim Einkochen, als Julius Markgraf mit der frohen Botschaft heimkehrte aus der Fürsorge-Sitzung: Wir kriegen genesende Soldaten ins Dorf und Quartier. Endlich! Sie sind schon unterwegs, kommen schon bald auf dem Bahnhof an. — —

Er machte sich mit fröhlicher Hast auf den Weg, die Tapferen mit einzuholen, nach denen man sich so lange schon umgetan hatte. Es war sein Herzenswunsch gewesen, für die ganze Kriegsdauer immer einen oder zwei genesende, ausruhende Krieger unter seinem Dache zu wissen, ihnen alle erdenkliche Liebe anzutun, war es ihm doch, als bezahle er damit einen geringen Zoll wenigstens der übergroßen Dankbarkeit, die alle Deutschen daheim den Tausenden pflichttreuen, tapferen Opferern auf dem Schlachtfelde schuldig waren. Als er von dem verwüsteten Ostpreußen las, war es fester Entschluß in Julius Markgraf geworden und mit einer vor Bewegung zitternden

Stimme hatte er seine Bitte im Ausschuß vorgetragen: Unsere blühende, glückliche Heimat! — Lassen Sie uns um Soldaten, um verwundete, arme Krieger bitten, die unsere Gäste, liebe Hausfreunde sein sollen.

Und hatte Blumen und Geld heimlich jede Woche ins Ostpreußische geschickt.

Auch Elfriede fühlte ihr Herz höher schlagen. Soldaten, die den Tod gesehen hatten, kamen ins Dorf, Männer, die ihrem eigenen Tode nahe gewesen waren, würden mit am Tische sitzen und erzählen, wieviel Mut und Opfer, wieviel Blut und Treue das Vaterland forderte.

Elfriede trat in den Garten hinaus, Rosen zu schneiden, dem tapferen Gaste zum Willkommen. An den Spalieren wanderte sie herum und erstieg die Leiter. Stand zwischen lauter blühenden, duftenden Rosen, die einen so berauschenden Odem hatten, daß dem Mädchen das Herz davon schwer und traurig wurde.

Sie dachte an einen Fähnrich in des Vaters Regiment. Der junge Mensch hatte ihr einmal Rosen geschenkt, rote Rosen, und so lange mit ihr geplaudert. Der kluge Junge war auch schon bald in den ersten Gefechten gefallen. Dankbar dachte sie an ihn; es hatten sich ja so selten Menschen um sie gekümmert, um ein lahmes Mädchen — — —

Daß doch auf dem Fähnrichsgrab in Polen Rosen, rote Rosen blühten!

„Guten Tag, mit Verlaub!“ rief unversehens eine feste Männerstimme gegen das bunte Spalier.

Erschreckt duckte sich Elfriede zwischen den Ranken und Zweigen. Ein Soldat! Einer im feldgrauen Ehrenkleid stand unter den Bäumen und winkte zu ihr herauf.

„Ich habe Sie wohl entdeckt, mein schönes Fräulein. — Verzeihen Sie, aber es hörte niemand als ich eintrat. Uns ist gesagt, wir könnten Quartier nehmen, wo es uns gefiele. Nun, mich hat das alte Haus mitten in dem Blumenblühen so sehr angelockt, daß ich eingetreten bin. Das ist ja wie ein Paradies!"

Er stand bewundernd, wandte sich zur Seite. Da sah Elfriede, daß er einarmig war; der linke Rockärmel hing leer, untergesteckt, von seiner Schulter.

Erschrocken, mit großen Augen starrte sie ihn an. Sah in ein fröhliches, offenes Männergesicht, in ein paar blitzende Augen.

Der Soldat hob die rechte Hand, bittend.

„So! Bleiben Sie so stehen, wenn ich bitten darf. Die Beleuchtung ist wundervoll. Da, die Lichter auf Ihrem Haar. Und das weiße Kleid ist ganz Reflex. Wenn ich meine Sachen schon hier hätte, könnte man gleich eine Farbenskizze — — —

Glauben Sie denn, mein Fräulein, daß diese Farbenstimmung, dieses wunderbare Zusammentreffen von Formen und Ideen, dieses Licht morgen oder übermorgen noch einmal wiederkommt? —"

Elfriede stand unbeweglich oben in den Rosen. Sie nickte nur leicht.

„Mein Vetter hat mich auch schon oft auf solche Stimmungen hier aufmerksam gemacht. Ich glaube also doch —

Daß Sie Maler sind, wird ihn aufrichtig freuen; er hat selber einmal einer werden wollen und sehr viel dafür übrig."

Des Malers Augen tranken immer noch das Bild.

„Vortrefflich! Aber bitte jetzt bewegen Sie sich nur

wieder, mein Fräulein. Ich heiße Eckart Römer und bin aus Danzig. Erſatzreſerviſt."

„Elfriede Markgraf. Mein Vater iſt verwundet, gefangen worden und dann geſtorben. Er war Oberſt in Königsberg."

Der Soldat ſtand ſtramm. Er war ein wenig verwirrt.

„Aber gehen Sie bitte nur hinein ins Haus und ruhen Sie ſich aus. Ich komme ſofort. Und mein Vetter, der zum Bahnhof gegangen iſt, wird auch bald zurück ſein." Zögernd ſtand Elfriede auf der Leiter hinter dem hohen Roſenſpalier.

„Darf ich dem gnädigen Fräulein behilflich ſein?" wollte Römer zuſpringen.

„Bitte, nein!" wehrte Elfriede ihm und rührte ſich kaum. „Ich komme dann nachher ſchon."

Er ging und ſie blickte ihm nach, wartend. Ein paarmal ſah er ſich noch um, blieb auf der Verandatreppe ſtehen und rief, die Augen mit der Hand ſchattend: „Das iſt ein wunderſchönes Bild. Wunderſchön!" Dann trat er ins Haus.

Elfriede ſtand noch zaudernd auf der Leiter. Um alles in der Welt hätte ſie jetzt nicht vor ihm dahinhinken, nicht den Augen dieſes ſchönheitstrunkenen Malers ihr Gehen zeigen mögen. Sie fühlte förmlich, welche Schmerzen es ſeinem Formenſinn bereiten würde.

Und während ſie dann, die duftenden Laſten der Roſen in den Armen, zaghaft unter den Bäumen auf das Haus zuſchritt, wurde ſie ihr eigenes, häßliches Gebrechen zum erſten Male ſo recht gewahr.

Sie ſah die beiden Männer — Julius Markgraf und

Eckart Römer waren ſchnell Freunde geworden — erſt bei Tiſche wieder. Man ſpeiſte in der dämmerigen Halle, die von blühenden Roſen prangte und duftete.

Hinter dem Tiſche ſtehend, erwartete Elfriede die Herren, reichte ihnen die Hände herüber und lud ſie herzlich zum Mahle.

Markgraf und Römer ſprachen mit Wehmut und Groll von dem ſchönen, treuloſen Italien.

„Wir Deutſche haben zu viel an fremden Altären geopfert. Mein Vater ſagte das oft, wenn er das vergeſſene Preußen bedauerte.“

Römer ſah das Mädchen mit großen Augen an.

„Wie recht hat Ihr Herr Vater damit gehabt! Ich bin auch ſo ein Treuloſer geweſen; ſechs ganze Jahre war ich in Italien. Ach, wenn ich jetzt noch meine zwei Arme ſtatt des einen hätte, ginge ich zum ſiebenten Male hin, mit dem Säbel gutzumachen, was wir an unſerer Heimat vergaßen. Die gute deutſche Erde, ſie trägt und nährt uns alle ſo treu. Sie iſt doch das Einzige und Ewige, woran alle Falſchheit und Feindſchaft zuſchanden werden muß.

Das Zuhauſe! Herr und Fräulein Markgraf, als ich heute hier bei Ihnen eintrat, klang es mir wie von unſichtbaren, himmliſchen Glocken entgegen: Heimat! Heimat!“ —

Er blickte bewegt in ſein Glas.

„Da haben Sie im Kriege neben vielem Harten und Grauſigen auch manches ſchöne maleriſche Bild geſehen?“ fragte Julius Markgraf ablenkend.

„Welche Farben!“ ſchwärmte Römer. „Zuletzt war ich noch in den Karpathen mit. Da hat es mich oft angemutet wie Wallenſteins Lager. Kroaten, Ruthenen,

Ungarn und Böhmen, Badenſer, Sachſen und Pommern. Auch der Landſchafter kann ſich an ſolchen Köpfen ja faſt nicht ſattſehen.

Später im Lazarett habe ich dann den ‚Wallenſtein‘ auch noch in die Hand gekriegt, mich zwei-, dreimal daran ſatt geleſen. Wenn es der deutſchen Welt nur nicht wie damals ergeht! — Nur keinen langen Krieg mehr! So lange einer draußen in der Front ſteht, denkt er daran zuletzt; er lebt von heute auf morgen und nimmt jeden Tag als ein neues Geſchenk hin. Aber auf dem Krankenbett, in den vielen müßigen Stunden und Tagen . . . da kommen die Grillen.“

Die beiden Männer gerieten in ein politiſches Geſpräch. Elfriede ſaß aufmerkſam dabei. Ein paarmal blickte Julius Markgraf verwundert auf ſie. Aber ſie bemerkte es nicht, lauſchte den klugen Worten des einarmigen Soldaten.

Julius Markgraf wurde abgerufen und kam nicht zurück. Nun ſaßen ſie beide in ernſten Geſprächen bei Tiſche. Bis es dunkelte. Elfriede zögerte, ſich zu erheben. Sie wurde unruhig unter den bewundernden Blicken des Mannes, der mit Maleraugen unverhohlen ihrer Schönheit, dem Reiz der abendlichen, ſtimmungsvollen Stunde huldigte.

Endlich erhob ſie ſich und verabſchiedete ihn. Stand wartend, bis er die Diele verlaſſen hatte und unter ſeinem feſten Tritt die Treppenſtufen knarrten.

Verwundert über die große Förmlichkeit, mit der das ſchöne Mädchen ihn jedesmal gehen hieß, trat er in ſein Zimmer. An das Fenſter gelehnt, blickte er über den Fluß und die Aue hinaus, den ſtillen Abend zu genießen. Das Geſpräch bei Tiſche beſchäftigte ihn noch.

Unten knirſchte leiſe der Kies in den Gartenwegen, die hell aus dem Dämmern und Blühen heraufſchimmerten. Eine lichte Geſtalt bewegte ſich unter den Bäumen. Jetzt tauchte ſie in den Lichtſchein der hellen Fenſter. Eckart Römer ſah die braunen Flechten Elfriedens dunkel aufleuchten. Das Bild bei ſeinem Eintritt ſtand wieder vor ſeinem inneren Auge.

Da ſchritt ſie weiter, nun ſah er ſie hinken, ſchwer gebeugt bei jedem Schritte, den ihr rechter Fuß tat.

Wie ein jäher Schmerz riß es ihm durch die Bruſt. Alle frohen Bilder, alle zarten, kaum erwachten Träume neuen Schaffens, Lebens waren ihm wie von rohen Händen weggewiſcht.

Er ſah das ſchöne, liebreizende Mädchen hinken und ballte mit dumpfem Seufzen die Fauſt gegen ein fremdes erbarmungsloſes Schickſal.

Am andern Morgen wurde es ihm ſchwer, unbefangen vor Elfriede hinzutreten, über die er in der Nacht noch lange nachgedacht hatte. Aber ein Zufall machte es ihm leicht.

„Herr Römer!“ rief ſie an der Treppe. „Zwei Briefe ſind für Sie da. Bitte, kommen Sie ſchnell herunter! Mein Vetter iſt ſchon weggegangen, Ihre Sachen zu beſorgen.“

Sie hinkte an den Tiſch, ihm Kaffee einzuſchenken, während er noch bei der Tür ſtand und las.

„Nein, iſt denn das möglich!“ kam er freudig auf ſie zu und ſtreckte ihr die Briefe hin.

„Leſen Sie, Fräulein Markgraf! Da, und das!“ Er hielt ein Eiſernes Kreuz in der Hand.

„— — Ich hätte mich noch mehr gefreut, dem treff-

lichen Maler und tapferen Soldaten das wohlverdiente Ehrenzeichen ſelber überreichen und an den Rock knüpfen zu können . . .", ſchrieb ihm der Oberſt ſeines Regiments in den wenigen, herzlichen Zeilen. Und der andere Brief kam aus dem Generalkommando des . . . Korps. Schnelle, kaum leſerliche Zeilen von des Generals eigener Hand: „. . . Warum erfahre ich erſt jetzt, daß unſer guter, alter und trefflicher Freund aus Florenz als Erſatzreſerviſt bei meinem Korps geweſen und verwundet iſt. Wie gerne gebe ich gerade Ihnen, lieber Kamerad, das Kreuz! Hätte ich Sie doch einmal geſehen — — — Hoffentlich geht es Ihnen gut. Haben gewiß viel Studienmaterial im Torniſter — —? Nun friſch drauflos gemalt, Mlawa und Wloclawek! Deutſchland ſoll ſtolz ſein, daß auch ſeine Künſtler Waffen zu tragen wiſſen. Und nun ſegne und erhalte der liebe Gott Ihnen doppelt lange Ihre rechte Hand, Kamerad! —"

Elfriede nahm das Eiſerne Kreuz aus ſeiner Hand und zog es ihm mit zitternden Fingern durchs Knopfloch. Leiſe kniſterte das ſchwarzweiße Band auf dem vertragenen, feldgrauen Rocke. „Ich kann nur alles wünſchen, was Ihr General da ſchreibt. Wie freue ich mich für Sie, Herr Römer! Und wie wird ſich erſt mein Vetter freuen —"

Da zog er ihre Hände mit der Rechten ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen. Er vermochte nicht zu ſprechen vor innerer Bewegung.

Als Julius Markgraf eintrat, den Torniſter Römers am Arme, den Koffer hinter ſich herziehend, kamen ſie ihm ſchnell entgegen.

Der kleine, verwachſene Mann war ſo gerührt vor Freude, daß er den einarmigen Maler an ſeine Bruſt zog.

Vier treue Hände halfen der einen, freudezitternden beim Auspacken. Julius Markgraf las verstohlen noch einmal den Generalsbrief. Er machte still bei sich allerlei Pläne.

„Wenn Sie nicht so bald zu Ihrem Verwundetenbataillon an den Rhein müssen, malen Sie hier. Ich räume den kleinen Gartensaal aus."

„Ja, Sie müssen malen, lieber Herr Römer! Und wir beiden helfen Ihnen, was Sie mögen", klatschte Elfriede in die Hände.

Mitten in dem frohen Vorbereiten stand der Soldat und blickte versonnen um sich.

Wer nennt uns noch drei unglückliche Menschen!? — Ein Bucklíger und ein lahmes Mädchen, ein einarmiger Soldat — — und sind so selig mitsammen; jeder möchte dem andern alles, alles und sich selber geben.

Aber ich bin der ärmste von uns dreien. Ich kann nur immer nehmen. Wie soll ich danken? — Zwei edelste Geschwister erschienen ihm Elfriede und Julius Markgraf. Er wollte ihnen beiden jede Stunde in brüderlicher Liebe danken und dienen.

* * *

Römer hatte sich im Gartensaale eingerichtet und ordnete seine Skizzen und Studien. Die beiden Markgrafs halfen ihm dabei.

„Was ist denn das? Das ist ja — — —?" hob Julius Markgraf, der die Blätter in einen Notenschrank einordnete, erstaunt ein farbiges, fast ausgeführtes Stück gegen das Licht. Römer hatte zumeist nur Bleistiftskizzen heimgebracht; ein Soldat im Gliede hat nicht Zeit für

Tuben und Pinſel. Auch war dieſe Zeichnung in einer ganz eigenen, andersartigen Manier.

„Das iſt ein Geſchenk. Sehen Sie!“ reichte Römer es auch Elfriede zu, die neben ihm ſtand. „Es iſt mir in dieſem Kriege immer wie ein Symbol erſchienen, dies Skizzenblatt von Koſſak, und ich habe es überall mitgeſchleppt.

Da, ſehen Sie die alten knorrigen Weiden, das kahle Land. Bauern mit harten Geſichtern und griffigen Fäuſten tragen einen toten Genoſſen zu Grabe. Und mitten hinein ſprengt eine Jagdgeſellſchaft. Die bellende, raſende Hundemeute trennt den Pfarrer und die Miniſtranten mit Fahne, Kreuz und Weihrauchfaß von den entſetzten Sargträgern. Da ſtieben die jaulenden Hunde, den Bauern um die Beine, vorbei. Es ſchwankt der Schrein auf ihren Schultern. Und ſehen Sie, wie ein Pfaff ſich mit böſem Blick nach dem Gejaid umwendet, nach dem Maſter im roten Rock . . .“

„Das iſt ja — — —!“ ſagten Julius und Elfriede gleich in höchſtem Staunen.

„Sprechen Sie es nur aus, meine Freunde: Das iſt der alte Kaiſer Franz Joſef! Und hinter ihm auf dem Schimmel preſcht der Maler, der dieſe Szene bei einer Hofjagd wahrhaftig und leibhaftig miterlebt hat. Die andern Notröcke ſind ſchon voran. Im wilden Huſſa gab es kein Aufhalten, kein Ausbiegen — — mitten durch den Trauerzug durch!

Und der alte, gute Kaiſer nimmt betroffen und um Verzeihung bittend ſeinen hohen Hut ehrfürchtig ab vor dem Sarge und dem Leichenbanner mit Totenſchädel und gekreuztem Gebein.

Das ist mir das Rührende, Symbolische an dem ganzen Bildchen, an dem Kriege: Der alte, alte gebeugte Mann m u ß durch. Er kann und darf nicht anders, muß seinen Völkern Kummer bringen und blutige Wunden schlagen. Die Woge des Weltkrieges reißt ihn hin und trägt ihn. Über tausend, tausend Leichen stampfen die Hufe der Rosse seiner Soldaten.

Und das Volk, von dem man sagt, es ginge zu Grabe, Österreichs Völker erbeben zwar, aber sie stehen stark und fest, schreiten ihren Weg zielwärts. Tod und Sterben sind das Zeichen. Wie Hunde umbellen uns die Feinde, und wir tragen unsere Toten, unsere Wunden ohne Wanken auf den Altar eines unersättlichen Schicksals. Vaterland für dich!"

Er legte das Blatt in ein Schubfach und wandte sich dem Tische zu.

„Mich hat dies Blatt, das ein Seher malte, immer so ergriffen, daß ich ganz davon abgekommen bin, etwas Allegorisches auf den Krieg zu versuchen. Aber seitdem ich hier bin, habe ich doch einen Gedanken . . ."

„So führen Sie ihn aus!" drängte freudig Julius Markgraf. „Ich wünschte mir wohl, einmal von einem Bilde aller Welt sagen zu können: Das ist in meinem Hause entstanden!"

„Und es soll auch ein Stück Ihres Hauses und Lebens darstellen, soll das Fräulein in den Rosen zeigen, wie ich es zuerst gesehen habe. Der Vorwurf ist einfach, fast so einfältig, daß Sie lächeln werden: Eine schöne junge Dame beim Rosenschneiden und ein einarmiger Soldat, der ihr zusieht. Aber es lag ja alles in Farbenstimmungen, in

dem, was man mit Worten nicht ausdrücken kann. Ich wüßte nur eins dafür: Selige Heimkehr! Friede!"

Beide ſahen ihn bewegt an und nickten ihm mit leuchtenden Augen ihr Ja! als er fortfuhr:

„Das müſſen Sie mir erlauben. Ich darf das Fräulein am Spalier malen, ehe die Roſenzeit und ehe mein Urlaub hier vorüber ſind. Es würde mir das liebſte Andenken ſein."

Sie gingen ſelbdritt hinaus und wählten den Platz, beſtimmten die Stunde. Elfriede mußte ſich in das Spalier ſtellen, und Römer klappte ſein Skizzenbuch auf. Aber er war heute mit dem Bilde nicht recht zufrieden und machte nur zaudernd Striche.

„Das macht der dritte im Bunde", ſcherzte Julius Markgraf und räumte das Notenpult beiſeite, das er Römer zum Zeichnen hingeſtellt hatte. „Sie wollen mich bei den Sitzungen künftig entſchuldigen, mein Freund, aber es macht mich zu wehmütig, das Zuſchauen, wo man vor dreißig Jahren hat ſelbſt einmal ein Maler werden wollen."

In der Tat kam die Skizze am andern Tag, als Römer allein zeichnete und Elfriede plaudernd zwiſchen den Roſen ſtand, ſchneller vom Flecke, wiewohl der Maler ſich erſt daran gewöhnen mußte, daß er nur noch einen Arm hatte.

Am nächſten Morgen ſchon fuhr er zur Stadt, ſich eine Staffelei und fehlendes Malzeug zu beſorgen, denn das Bild der Heimkehr ließ ihm keine Stunde Ruhe. Und es bot ihm ja auch die einzige Gelegenheit, dem ſchönen Mädchen ungeſtört nahe zu ſein, das ſich immer ein wenig von ihm fernhielt. Aber auch von ihrem Vetter, der das

wohl in ſeiner Emſigkeit und Güte, für alle Menſchen zu ſorgen, nicht einmal bemerkte. Sie ſaß leſend in ihrer Stube, ſchaffte im Hauſe oder im Garten mit der Wirtſchafterin und war zu den Mahlzeiten ſtiller als zuvor. Aber wenn Römer abends erzählen mußte, konnte ſie ſo andächtig und teilnehmend zuhören, daß er oft empfand, er ſpreche nur für ſie, und es dem guten, ſo brudertreuen Julius Markgraf oft bei ſich wie ein begangenes Unrecht abbat. Spät lag er dann noch lange wach im Bett und dachte viel an das ſchöne, hinkende Mädchen.

Auch Julius Markgraf, in deſſen Leben Elfriede ſo plötzlich getreten war, dachte oft über ſie nach. Er fühlte ſich glücklich, jünger und froher als in den einſamen Jahren. Manchmal ſuchte er ſich an Elfriedens Mutter zu erinnern und redete ſich ein, daß er jene haſſen müſſe, weil ſie ihm ſeine Jugend, ſeine Ideale verlacht und verraten hatte. Aber dann kam ihm dieſer plötzliche und ungereimte Wille zum Zürnen ſofort wie ein übergroßes Unrecht an Elfriede vor, die doch ahnungslos und unſchuldig war. Und vollends verjüngten ſich in ihr alle liebenswerten Züge, die ihn einſtmals an Elfriedens Mutter ſo bezaubert hatten. Das alles verwirrte ihn, tat ihm weh, aber er fühlte zugleich eine ſüße Wolluſt, durch den Anblick Elfriedens ſeinem vereinſamten Junggeſellenherzen Wehmut, ja Schmerz zu bereiten. Und er fing an, das ſchöne Mädchen heimlich zu beobachten und zu ſuchen, während es doch ſchien, als meide er ſeine Nähe.

Als Römer in der Stadt war, trat Elfriede, Blumen im Arme, in Julius Markgrafs Zimmer und reichte ihm die Hand.

„Lieber Vetter, ich muß dir doch einmal Dank ſagen

für alle Liebe, die du mir antuſt. Ich bin dir ins Haus geſchneit, eine Waiſe, und du hältſt mich wie deine rechte Schweſter. Bin ich dir denn auch recht, lieber Julius, kann ich dir nützen und helfen, daß ich mich für alle Guttat nicht gar zu unnütz aufführe?"

Er ſtand verwirrt vor ihr und ſah zu, wie ſie mit ihren zarten geſchickten Händen die Blumen in Vaſen und Becher ordnete. Heller war ihm die Stube und heller ſein Leben. Er fühlte ſein Blut ſingen und rauſchen, wenn er auf das ſchöne Mädchen blickte.

Nun ſah ſie ihn an.

„Elfriede, ich freue mich ja ſo — — —", ſuchte er nach Worten und fand ſeiner Verlegenheit einen Ausweg, an Römer zu denken. „Glaubſt du, daß auch Römer ſich in meinem Hauſe wohl fühlt? Ich freue mich ja auf das Bild, das er malen will. Das iſt ein ſo ſchöner Gedanke — — — Ich glaube auch, wir haben da einen ganz bedeutenden Künſtler zum Hausgenoſſen gewonnen. Wenn es nur eine gute Zeit dauerte und er nicht ſo bald wieder weg müßte — —!"

Nun ſtand Elfriede verlegen und mied ſeinen fragenden Blick, vollends als er haſtig fortfuhr:

„Ja, wenn jetzt dein Vater noch lebte! Er würde auch Freude an ihm haben, denn das Malen intereſſierte ihn immer. Er würde uns auch vielleicht helfen können, daß Freund Römer nicht bei dem rheiniſchen Verwundetenbataillon unnütze Ordonnanzdienſte zu tun brauchte, während er uns hier ſo nötig und ſo willkommen iſt. Na, er hat ja den General zum Gönner . . ."

Das Mädchen hörte nicht mehr auf ihn in ſeinen Hoffnungen und Vermutungen. An ihren Vater dachte El-

friede, wie er — durch und durch Soldat — nur ſolche Männer in ſeinen Kreis zog, die militäriſch irgendwie abgeſtempelt waren. Soldat ſein — das hieß ihm der erſte und notwendigſte Beruf jedes Mannes im Volk, und ſie hatte, immer auf Grenzwacht im Oſten mit dem Vater lebend, faſt wie er denken und unterſcheiden gelernt.

Auch ſie machte zwiſchen dem Offizier und einfachen Soldaten keinen ſchroffen Strich, wollte keine künſtlich geſteigerten Schranken im Heere wiſſen. Soldat iſt Soldat, urteilte ihr Vater. Ob einer ein beſſerer Soldat iſt, das lehrt allein der Krieg. —

Nun hatte der Lehrmeiſter Krieg den beſten und treueſten Vater hinweggenommen. Wie ſehr würde ihm der beſcheidene, kluge Erſatzreſerviſt Eckart Römer als Kamerad zugeſagt haben, zumal er der hohen Gunſt eines kommandierenden Generals ſich rühmen durfte! —

So fand ſie wieder zu den Worten des Vetters und beſtärkte ihn und ſich ſelber darin: Der General wird ihn uns ſchon noch eine gute Weile dalaſſen . . .

Darüber kamen ſie auf Römers Kunſt, auf ſeine feine, ſtille Lebensart zu ſprechen. Es war Elfriede, die mit Zurückhaltung kluge Fragen zu ſtellen und klug zu ſchweigen wußte, Julius Markgraf begeiſterte ſich für den neugewonnenen Freund.

Noch am Nachmittage fing Römer, kaum heimgekehrt, an dem Bilde zu malen an. Er bat Elfriede herzlich, zu erzählen, weil es ſich fröhlicher dabei ſchaffen laſſe und der Ausdruck eines Geſichts ſich im langen Schweigen ſchnell verändere und ermüde. Von ihrer Heimat und Kindheit, von ihrem Vater, bat er ſie, zu erzählen.

Dankbar blickte ihn Elfriede an, und es war ein ſo

warmes, herzliches Leuchten in ihren Augen, daß der Maler ſich gewünſcht hätte, es darin bannen, auf ſeine Leinwand zaubern zu können. Er legte mit ſchnellen Strichen das Bild an, zuerſt die beiden Figuren zu porträtieren und ſpäter den Stunden die rechte Farbenſtimmung abzulauſchen.

Elfriede erzählte. Ihr Herz tat ſie dem fremden Manne auf und ſah ihn mit Wehmut und Mitleid einarmig hinter der Staffelei hantieren. Manchmal mochte es ihm wohl nicht raſch genug gehen, denn ſeine Stirn krauſte ſich. Da erzählte ſie ſchnell ein heiteres Erlebnis, Kinderſtreiche. Und ſah ihn wieder lächeln, lachend ein Wort, eine Frage einwerfen.

Endlich warf er den Pinſel weg und ſchraubte die Palette von der Staffelei los.

„Genug für heute! Es iſt doch nichts Rechtes, daß man die Farben nicht mehr in der linken Hand zuſammen hat. Sehen Sie, Fräulein, man hat das Miſchen und Abtönen dabei viel mehr im Gefühl, im Blute möchte ich ſagen. Kann vor dem Bilde ſtillſtehen.“

Sie empfand es wohl, daß er ſeinen linken Arm heute zum erſten Male ſchmerzlich vermißt hatte, und trat betrübt neben ihn, die Anfänge des Bildes zu ſehen.

„Ja, wenn man ſich einen guten Gehilfen, einen getreuen und geduldigen Famulus erziehen könnte, der bei jedem Schritt hinter einem wäre: Da iſt das und hier iſt das! Einem ſo verwachſen und vertraut wie der eigene Schatten!“

Da dachte Elfriede an Julius Markgraf und nannte den Namen dennoch nicht. Dieſe kurzen Malſtunden waren ihr zum erſten Male ein bewußtes, ach ſo liebes

Heimkehren in die goldene Jugend, ein Hineinlauſchen in das eigene Herz geweſen, und es ſchwang noch etwas leiſe in ihr nach, das ſich vor den Augen eines Dritten fürchtete, auch vor dem Vetter, der ihr Hauſung und Zukunft gegeben hatte.

Elfriede ſchämte ſich dieſer Heimlichkeit vor Julius Markgraf, der ihr lieb und edel wie ihr eigener Vater erſchien. Er plauderte und trank mit dem Maler. Sie verbrachte den Abend für ſich in Sinnen und Zweifeln.

Römer malte fleißig, und das Bild machte raſche Fortſchritte. Es waren für ihn und Elfriede immer ſelige Spätnachmittagſtunden, die ſie ſelbſtvergeſſen bei der Arbeit verplauderten. Da lernte ſie in dem einarmigen Maler einen Mann kennen und achten, der ſchon ein Stück Welt geſehen und über Welt und Menſchen nachgedacht hatte. Ein Schwärmer für alles Schöne, Italienfreund und begeiſtert für fremde, hochſtehende Kulturen, hatte er ſich auch durch den Krieg nicht aus dem Gleiſe werfen laſſen, war mit neuer und heißerer Liebe der deutſchen Heimat nur noch nähergekommen und ſchämte ſich der Jahre in der Fremde nicht. Trotz ſeiner dreißig Jahre aus Selbſtſucht und Bequemlichkeit bis jetzt ein eingefleiſchter Junggeſelle, lernte er nun auch den Reiz des deutſchen Herdes, den Liebreiz eines aufblühenden klugen und ſchönen deutſchen Mädchens unter Julius Markgrafs gaſtlichem Dache wahrhaft würdigen und fand, einarmig nun, in dieſen ſtillen, blühenden Bereichen den Weg zurück in ſein glückliches Jugendland, wo man, mit ſiebzehn Jahren ein reiner Tor, geſchwärmt und geliebt hatte.

Indes ſaß Julius Markgraf in dem Blockhaus am Fluſſe, baſtelte ein wenig und grübelte viel über ſich und

die beiden da oben im Garten unter den Rosen. Des einen war er sich immer gewiß, daß er Elfriede ein zweiter Vater sein sollte und mußte. Und ihr Gebrechen, das wie ein Schandfleck auf der herrlichen Jugendblüte dieses Mädchens lag, tat ihm weh im tiefsten Herzen. Aber es war noch ein anderes in ihm wach und wollte nicht ruhen, nicht verstummen in allen den Stunden: Er vergaß seine fünfzig Jahre, seine grauen Haare und fühlte ein heißes, begehrendes Lieben für Elfriede. Seinen Buckel vergaß er nicht und schämte sich dessen nur mit einem Male wie ein Geschlagener. Es tat ihm weh, vor allen Männern gezeichnet zu sein. Das hieß auch verschmäht werden in den Augen der Liebe, des geliebten Weibes. Elfriedens eigenes Gebrechen beschönigte er vor sich und leugnete es sich fast hinweg: sie war ja so schön.

Aber der andere war ein Soldat, ein Held und ein Künstler. Er war in Wahrheit ein Krüppel, der Maler mit einem Arme. Gehörte ihm Elfriedens Mitleid schon viel mehr als dem Verwachsenen, so auch ihre Liebe, denn Eckart Römer war jung wie sie selber.

So quälte sich Julius Markgraf in seinen einsamen Stunden mit dem großen Rätsel herum, von dem es in seinem Herzen so lange Jahre schon ganz still und stumm geworden war. Er bedachte sich ernsthaft, ob er nicht den Versuch wagen und Elfriede seine Hand anbieten solle. Ihr „Nein" fürchtete er; er würde das empfindsame Mädchen aus seinem Hause treiben, wo doch ihre neue Heimat war. Und ihr „Ja!" — — das würde ihn zum Glücklichsten machen — — würde diese Mädchenblume, die vor ihm wie ein Hauch erblüht war, an seine fünfzig Jahre fesseln.

Dreißig Jahre jünger ſein und im Herzen einen edlen Helden wie Eckart Römer bewahren — — Nein, das würde niemals ein Glück für Elfriede bedeuten — — —

Dreißig Jahre älter als ſein junges Weib! Julius Markgraf malte ſich die fröſtelnde Einſamkeit einer ſo ungleichen Ehe aus und entſagte ſtille und wehmutsvoll.

In ſeinem Blockhäuschen am Fluſſe, vor dem Bilde des blühenden Todes wurde ihm das leicht. Aber wenn er hinaustrat in den lachenden Sommer, wenn er zwiſchen Römer und Elfriede ſtand, kam es ihn doch immer wieder ſchwer an. Dann raffte er ſich zuſammen und zwang ſeine Gedanken zum Kriege hin: Alle Menſchen opfern und verlieren das Liebſte, was ſie haben. Opferſt du? Verlierſt du? Haſt für deine letzten Jahre die Hand heimlich nach einem köſtlichen Schatze ausgeſtreckt, der dir nicht zukommt. Dem da, dem Kriegskrüppel gehört Elfriede. Und ſie iſt Waiſe durch den Krieg, hat geblutet und geopfert wie er. Du aber, Julius Markgraf, haſt dein Leben im Frieden und Wohlſtand verbracht. Daß auch deine letzten Jahre geſichert ſeien, opfern die andern Blut und Leben. — —

Dann erſchrak er und widmete ſich mit doppelter Hingabe Elfriede und Römer, der ihn oft betroffen, ja beſtürzt anſah, als läſe er ihm die Gedanken von der Stirn.

An einem Regentage ſaßen ſie plaudernd von einer Mahlzeit zur andern beiſammen. Ernſt und heiter ging das Geſpräch her und hin.

„Ich habe ganz umgelernt und kenne mich immer noch nicht aus in unſerem lieben Deutſchland", ſagte Römer. „Mit welcher Sparſamkeit wird jetzt überall gewirtſchaftet! Wie zufrieden iſt jeder mit dem Wenigen,

das ihm bleibt! Und kann immer noch geben . . . Jede Frau iſt eine muſtergültige Haushälterin geworden, als hätte ſie alle die Jahre vorher nicht anders als unter Staatsaufſicht und nach tauſend ſtaatlichen Vorſchriften gewirtſchaftet. Überhaupt die Frauen in Deutſchland ... ſie ſind tauſendmal liebevoller und tauſendmal liebenswerter geworden. Strebten ſo viele vor dem Kriege in Verblendung den törichten Zielen nach . . . jetzt weiß jede Frau, daß ſie zum Manne gehört und hält zum Manne, ſein beſter Kamerad!“

Die Markgrafs ſchwiegen beide. Er erkannte in dieſer Stunde, daß Elfriede keinen beſſeren Mann gewinnen könne. Und Elfriede ſtand erſchrocken vor ſo viel Einſicht, vor ſo hochſinnigem Denken von der Frau, das ſie ſonſt nicht aus Büchern, nicht aus dem Leben angeſprochen hatte. Nur aus einem lieben Munde: ihr Vater ſah in der Frau den Kameraden des Mannes und hatte, früh vereinſamt, ſeine Tochter gelehrt, daß das Weib mit dem Manne halten müſſe durch alles Glück und alle Not, treu bis zum Tode.

Sie blickte ſinnend auf den Mann, der ihr ſchweigend gegenüberſaß, und es war ihr, als ſtünde der Oberſt hinter dem einarmigen Soldaten und nickte ihr zufrieden zu. Er war ja ein herzhafter Mann geweſen und litt kein langes Verſteckſpielen mit Worten und Gefühlen.

Da erhob ſie ſich und ging langſam hinaus.

Der Maler blickte ihr nach, wie ſie ſchwer durch die Stube hinkte, ſah ihre helle Geſtalt in der Tür verſchwinden und ſtarrte ins Leere.

Einſam war es um ihn auf der Diele. Die Wände

drückten und drängten auf ihn ein, als wollten sie über ihn fallen.

Ich muß es ihr sagen, daß ich sie liebe! nahm er sich vor. Aber dann trat der gütige, väterliche Freund und Hausherr vor sein geistiges Auge, und der Soldat fühlte ungewiß, daß er diesem Manne ein Unrecht tun wolle. Fühlte denn das Mädchen überhaupt für ihn, den Einarmigen? — Ja, sie hatte Mitleid, mehr als Mitleid für ihn übrig. Das verrieten ihm Blick und Wort, sein eigenes Herz, das ohne Ruhe war unter gleichem Dache mit ihrer Jugend und Schönheit.

Sie war lahm. Tat es seinem Malerauge noch weh?

Oben in seiner Stube saß Julius Markgraf und dachte den gleichen Gedanken wie er, dachte noch weiter in die Zukunft hinein: Wird nicht eine Zeit, eine ferne Zeit kommen, die es ihm ins Herz schreit: Meine Frau ist verunziert, weil sie hinkt. Es quält mein künstlerisches Empfinden und reißt sie mir noch ganz aus dem Herzen. — —

Bedächtiger, allzu bedächtiger Mann! Die Jugend sieht und denkt nur, was sie mag, und ein Einarmiger wird keinen andern einen Krüppel schelten wollen. —

Eckart Römer wanderte im regennassen, verblühenden Garten um und lauschte auf sein Herz und die Natur. Die beiden hatten ihm noch immer den besten Rat gegeben. Er sah mit helleren Augen als je, entdeckte neue Stimmungen auf dem oft begangenen Wege, faßte Pläne. Zuletzt fiel ihm auch für seine Kriegsbilder etwas Gescheites ein.

Da blieb er stehen und pfiff hell vor sich hin.

„Abgemacht! Es ist die Rechte und morgen frage ich, ob sie meine Frau werden will."

Bis in die Nacht hinein schrieb er an seine alte Mut-

ter in Westpreußen und schilderte ihr die letzten Wochen, die Braut. Wenn ihm der Oberst Markgraf hätte über die Schultern sehen wollen, der droben im Walhall an der Heldentafel saß, er würde wohl geschmunzelt haben: Der ist ein Soldat! Vom Plan zur Tat ist ihm nur ein Schritt. Bravo, Kamerad!

Vom frühen Morgen an malte Römer schon an dem Bilde; es mußte heute fertig werden, denn in der Natur standen schon neue, vorherbstelnde Töne und es war wie ein ganz leiser Hauch der Müdigkeit und des Absterbens überall.

Mit sicherem Pinsel schrieb er die letzten Lichter hin, setzte dem Bilde in ein paar Stunden ganz andern, herzhafteren Charakter auf.

Elfriede saß ihm nun längst nicht mehr, und Julius Markgraf hatte seine Neugierde, das Bild zu sehen, noch jeden Tag bezähmt. Aber diesen Morgen kam er gerade ahnungslos daraufzugegangen. Stand überrascht, überwältigt vor der Staffelei.

„Römer! — — —

Wie schön ist das! — — — Der Soldat kehrt heim. Sein Gesicht!! — Und das Mädchen — — —? Das ist Elfriede. Und ist es doch nicht — —? Nur einmal sah ich sie so . . . Damals, als wir . . . von Ihnen . . . sprachen.

Lieber Freund! Das Bild ist so schön, ich kann es ja nicht sagen — — —"

Und fühlte, wie weh ihm die Offenbarung des Bildes tat, all seinem Entsagen zum Trotz.

Römer hatte aus seinen Worten wohl nur das eine

herausgehört: Nur einmal ſah ich Elfriede ſo . . . als wir von Ihnen ſprachen — — —

Auch er ſtand wie in einem Traum und Taumel.

Streckte dem Gaſtfreund die Rechte hin.

„Nehmen Sie das Bild zum Geſchenk von mir, Herr Markgraf. Ich bitte Sie darum . . .“

Der andere ſtand wie erſtarrt. Seine Augen leuchteten auf. Mit zitternden Fingern umfing er die Hand des Malers, drückte und ſchüttelte ſie.

„Nein, nein, Herr Römer! Das iſt ja nicht Ihr Ernſt. Sie ſind in einer frohen Stimmung — — — ja. Aber Sie beſtehlen ſich ſelber, wenn Sie das Bild da verſchenken. Ich kann es nicht annehmen, Freund — — — lieber Freund, du — —“

„Ja, ich bin glücklich und ſehe, daß ich auch dich glücklich mache. Nimm das Bild, lieber Freund!“

Tief ſahen ſich die beiden Männer in die Augen. Und umarmten ſich vor dem Bilde Elfriedens, der Bucklige und der Einarmige.

„Dank! Eckart . . . ich muß jetzt mit mir allein ſein —“ ſchüttelte Markgraf ihm noch einmal die Hand, wandte ſich ab und eilte ins Haus.

„Elfriede — Elfriede! Er hat mir das Bild geſchenkt!“ ſtammelte er vor ihr, als ſie ihm auf der Diele entgegentrat.

Und Römer draußen nickte dem Bilde, nickte dem geliebten Mädchen auf dem Bilde zu und ſchritt frohen Herzens tiefer in den Garten hinein.

Der Freund und Vetter war ihm gewonnen, er hatte ihn verſtanden, hatte wohl ſelber überwunden. Nun mußt du deine Frage geraden Herzens ſtellen, Aug' in Auge.

Es wurde ihm doch ein wenig ſchwül und er war ſchon jetzt, allein im Garten, um die rechten Worte verlegen, wie er ihr — vor Wochen noch fern und fremd — ſeine Liebe bekennen ſollte. Der kriegsharte, unerſchrockene Mann vor dem heiligſten Schritte des Lebens fühlte ſich Kind, voll Zagen und Bangen.

„Sie haben meinem Vetter eine ſo große Freude gemacht, Herr Römer. Wie danke ich Ihnen! Sähen Sie ihn nur, er iſt ganz überglücklich, der gute Julius . . .“, hörte er plötzlich ihre volle, frohe Stimme nahe bei ſich. Sie war über den Raſen geſchritten, und er hatte es nicht bemerkt in ſeinen Freierängſten.

Nun ſchrak er auf und faßte einen frohen Mut.

„Das Bild gab ich ihm, ja. Und das Leben, Sie, Elfriede, möchte ich dafür von ihm verlangen — —!“

Sie ſenkte ihr erglühendes Geſicht vor ihm. Die braunen Flechten leuchteten ſchweren Glanzes auf.

Mit zwei Schritten war er bei ihr und ſchlang ſeinen Arm um ſie.

„Sieh mich doch an, Elfriede! Ich liebe dich ſo ſehr, daß ich es nicht mehr verſchweigen kann und will. Willſt du mein Weib werden, liebe — — liebſte Elfriede?“

Aus den dunklen Augen flammte es ihn an, glückesſchwer.

„Wenn ich dein Gehilfe, dein treuer Famulus werden darf — —?“

„Geliebte — — — Kamerad bis zum letzten Atemzuge!“ ſank er vor ihr in die Knie und umklammerte ſie mit ſeinem Arme.

Da neigte ſich Elfriede zu ihm herab und nahm ſeinen

Kopf in ihre beiden Hände, beugte ſich ganz tief herab und küßte ihn.

Und Bruſt an Bruſt gelehnt blickten ſie in den nahenden Abend, der mit purpurnen Farben über die Höhen ſtieg.

Vom Garten her kam ihnen Julius Markgraf entgegen, ihrer beider Vater nun und treueſter Freund.

Roſen, blühende Roſen trug er in den Armen.

Von Paul Burg sind ferner im Xenien-Verlag zu Leipzig erschienen:

Vorwärts, feste druff!

Kriegsgeschichten.

Mark 1.—.

Leipziger Neueste Nachrichten: Prächtige Erzählungen von packender Gestaltungskraft und ehrlichster Begeisterung für deutsches Wesen. In der Lebhaftigkeit der Schilderung, dem hinreißenden Tempo gemahnt Paul Burg oft an Liliencron, dessen feurigen Soldatengeist er auch besitzt. Man wird diese Geschichten gerade jetzt mit hohem Genuß lesen.

Deutsche Prinzen, die für Deutschland starben

Unter Mitwirkung der Hofmarschallämter herausgegeben zum Gedächtnis!

M. 2.—, Fürstenausgabe auf Bütten in Pergament M. 10.—

Das wohlfeile und echt volkstümliche Werk, bearbeitet von dem als guten Patrioten anerkannten Schriftsteller Paul Burg, veröffentlicht zum ersten Male authentische Nachrichten über den Heldentod der bis jetzt im Weltkrieg gefallenen deutschen Prinzen. Es bietet neben eingehenden und auf direkten Informationen beruhenden Lebensbildern der tapferen Prinzen, die für Deutschlands Fortbestehen und Ehre in dem großen Völkerringen fielen, eine auf zahlreichen, als einwandfrei erkannten Berichten von Augenzeugen fußende Schilderung ihres heldenhaften Soldatentodes. Jeder Darstellung ist die Photographie des gefallenen Prinzen in mustergültiger Wiedergabe beigefügt. Die Schilderungen in diesem echt patriotischen Buche zeigen mit einer überwältigenden Echtheit und Natürlichkeit des Empfindens und Erlebens, wie deutsche Prinzen Schulter an Schulter mit ihren tapferen Volksgenossen kämpfen und sterben. So wird das schlichte, inhaltsreiche Buch von den heldenhaften Prinzen ein hohes Lied deutscher Tapferkeit, in dem jeder Brief aus der Schlacht, jede Seite den unvergänglichen deutschen Geist der Tapferkeit und Treue der Millionen Streiter singt. Ein schlichtes, würdiges Gedächtnismal dem Andenken der toten Prinzen will das Buch sein. Ein Zeugnis deutscher Art soll es sein, und kein Deutscher wird versäumen, dieses Werk seinen Söhnen und Brüdern ins Feld zu senden, den Kindern in die Hand zu geben, diesem Buche von deutschen Prinzen, die für Deutschland starben, den Ehrenplatz in der Hausbücherei einzuräumen. Schulen und Volksbüchereien, Kasinos, Messen und Lazarette wären nicht deutschgesinnt in dieser größten deutschen Zeit, wollten sie an diesem Buche vorübergehen.

Princeton University Library
32101 069153144